

Nr. 23 | Januar 2009

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitschrift

Extra:
Cover zum
Ausmalen



Vernetzt
Digital Sozial

Verschoben
Zum Aufschieben stehen

Verschwendet
Ein Abend im StuRa

Ein frohes neues Jahr! Und? Was sind Deine Vorsätze für 2009? Jeder, dem diese Frage während der vergangenen Wochen gestellt wurde, hat sich darüber seine eigenen Gedanken gemacht. Was will ich denn im neuen Jahr besser machen? Löhnen sich Vorsätze überhaupt? Nicht umsonst sagte schon George William Curtis: "The new year begins in a snow-storm of white vows." Aber nein, diesmal wird wirklich alles anders werden!

Vorsatz Nummer eins für mich – den vermeintlich fleißigen Studenten – ist natürlich, mehr für die Uni zu tun, nicht mehr so viel fernzuschauen oder nicht zum vierten Mal in einer Woche die bereits blitzende Küche zu putzen – kurzum: nicht mehr zu prokrastinieren. Tja, warum aber gerade das auch zu effektivem Arbeiten führen kann, hat Julia für Euch herausgefunden. Denn nun soll nicht mehr das schlechte Gewissen herrschen, sondern nur die positive Einstellung.

Vorsatz Nummer zwei hat ebenfalls etwas mit der eigenen Weiterbildung zu tun: Im neuen Jahr will ich endlich mal an allen Lehrveranstaltungen teilnehmen und mich nicht noch einmal im Bett umdrehen, wenn der Wecker schon dreimal geklingelt hat. Vor allem im Winter ist das

ein nobler Vorsatz, lobe ich mich. Tom hat der Anwesenheitspflicht, die mich natürlich auch weiterhin zum Aufstehen motiviert, auf den Zahn gefühlt und ergründet, was genau hinter dieser ungeschriebenen Regelung steckt.

Und so geht die Liste der Vorsätze weiter: Denn, ach ja, in StudiVZ und Facebook will ich auch nicht mehr so viel Zeit vertrödeln. Aber was werden meine Freunde dann denken? Vergessen sie mich? Einen Blick in die Welt der virtuellen Freundschaften wirft Jens Rabe, der Euch außerdem aufklärt, was dann passiert, wenn plötzlich der Strom ausfällt.

Vielleicht möchte ich mich ja mehr engagieren? Im Studierendenrat vielleicht? Wie er seine erste Stura-Sitzung erlebt hat, erzählt Euch Robert. Einen interessanten Blick hinter die Kulissen bekommt Ihr mit seinem Erlebnisbericht, der Euch mitfiebern lassen und vielleicht auch zu neuen Taten inspirieren wird.

Und natürlich wäre im neuen Jahr ein wenig mehr Inhalt in meinem Portemonnaie nicht schlecht. Geld regiert bekanntlich die Welt. Mit dem heiß begehrten Zahlungsmittel, seiner Geschichte und Zukunft, hat sich ebenfalls Robert beschäftigt. Wie sieht es denn in der Zukunft damit aus? Werden wir uns in 500 Jahren in der Nacht zum 1. Januar immer noch mehr Geklingel im Geldbeutel wünschen?

hastuzeit wünscht Euch viel Spaß beim Lesen und Durchhaltevermögen für das Einhalten Eurer Vorsätze!

Susanne Johnne

Institutsgruppe MuK gegründet

Am 17. Dezember letzten Jahres trafen sich 15 Bachelor- und Master-Studierende der Medien- und Kommunikationswissenschaften, um die erste Sitzung der neu gegründeten Institutsgruppe abzuhalten. Der Stein des Anstoßes zur Gründung war dabei, dass das Institut bei der Planung der Bachelor-Studiengänge ungenau gearbeitet hat, so dass bei dem 120 Leistungspunkte umfassenden Studiengang nach bisheriger Studienordnung nur 115 Leistungspunkte vorgesehen waren.

Ebenfalls ein Problem ist, dass der Übergang vom BA zum Master bisher nicht geregelt wurde, weswegen es zu einer Leerphase im Studienverlauf kommen wird. Auch die Master-Studierenden beschwerten sich: Für den auslaufenden Studiengang würden nur sehr wenige Veranstaltungen angeboten, so dass für einen regulären Studienablauf nicht genug Stunden abgeleistet werden könnten. Von beiden Seiten angesprochen wurden die teilweise sehr langen Korrekturzeiten von Studien- und Prüfungsleistungen (hastuzeit berichtete in Ausgabe 18).

Begrüßt wurde die Gründung auch von Seiten der Dozenten, die zur gemeinsamen Problemlösung bereits zwei Vertreter der Institutsgruppe zur nächsten Teamsitzung eingeladen haben.

Martin Schreiber

Mail: institutsgruppe@medienkomm.uni-halle.de



Foto: Martin Schreiber

Kim Busch (l.) und Stefanie Sachsenröder (r.) leiten die erste Institutsgruppensitzung

Studentisches Engagement geehrt

Das Deutsche Studentenwerk kürte im November 2008 zum dritten Mal die Sieger des jährlich statt findenden Bundeswettbewerbs „Studierende für Studierende“. Ein Student, zwei Studentinnen und vier studentische Gruppen erhielten den „Studentenwerkspreis für besonderes soziales Engagement“. Sie wurden aus mehr als 200 Nominierungen für den Wettbewerb ausgewählt, der vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unterstützt wurde.

Neben der Kampagne „Verwandten-Ehe? Nein danke“ (Duisburg-Essen), die über Verwandten-Ehen unter Muslimen aufklärt, und dem Journal „360°“ (Münster), das wissenschaftliche Arbeiten von Studierenden veröffentlicht, wurde auch das Projekt „Energiewende auf

dem Hochschuldach“ ausgezeichnet. Die Gruppe UniSolar aus Leipzig entwickelte ein Konzept zur Nutzung der Dachflächen ihrer Hochschulen für klimafreundliche Stromgewinnung aus Sonnenenergie. Das Geld für die teuren Fotovoltaik-Anlagen bekamen sie von den Studierenden und Professoren als verzinsten Darlehen, nicht als Spenden. Durch den Verkauf des gewonnenen Stroms werden die Darlehen bzw. Zinsen wieder zurückgezahlt. Dieses Engagement war der Jury ein Preisgeld von 2 500 € wert.

Susanne Johnne

Mehr Informationen unter: www.studentenwerke.de

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenzeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredakteurin: Susanne Johnne (V.i.S.d.P.)

Stellvertretende Chefredakteurin: Julia Leupold

Redaktion: Konrad Dieterich, Robert Dobsław, Carolin Hahn, Daniela Heimpel, Susanne Johnne, Nicole Kirbach, Tom Leonhardt, Julia Leupold, Janika Lippold, Julius Lukas, Stefanie Sachsenröder, Martin Schreiber, Anne Schuchardt, Janina Soler Wenglein

freie Mitarbeit: Nadja Hagen, Jens Rabe

Layout: Robert Dobsław, Susanne Häfner, Julius Lukas, Martin Schreiber

Illustrationen: Susanne Wohlfahrt

Titelbild: Susanne Wohlfahrt

Lektorat: Konrad Dieterich, Tom Leonhardt, Julius Lukas, Stefanie Sachsenröder

www.hastuzeit.uni-halle.de

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der MLU, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: hastuzeit@yahoo.de

Druck: Mansfeld-Druck Ltd., Zabenstedter Str. 42, 06347 Gerbstedt
Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 4000 Stück

Redaktionsschluss: 17. Dezember 2008

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium. Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwährende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung. Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 20.00 Uhr im Gebäude des StuRa (Anschrift siehe oben) statt und sind öffentlich. Während der vorlesungsfreien Zeit finden die Sitzungen unregelmäßig statt.

Zur Zeit gilt die Anzeigenpreisliste lt. Mediadaten Nr. 2, gültig ab 07.11.2007.

hastuzeit sucht Mitstreiter
Lust dabei zu sein?

Hier könnte dein Beitrag stehen...
Wir suchen Fotografen, Layouter
und Redakteure

Dann komm doch einfach zu unserer
Redaktionssitzung am Mittwoch um
20 Uhr im Gebäude des StuRa (Uni-
platz 7).

Protest zum Festakt

Anlässlich eines Festaktes zur Namensgebung der Universität am 10. November letzten Jahres protestierte die AG Antifa mit Flugblättern gegen eine ihrer Meinung nach verzerrte Geschichtsdarstellung. Dabei ging es um den Zusammenhang zwischen Namensgebung und Beginn des Nationalsozialismus.

Die Universität hatte mit einer Pressemeldung wenige Tage vorher auf den Festakt anlässlich der Namensgebung vor 75 Jahren aufmerksam gemacht. In dieser Mitteilung wurde auch Bezug genommen auf den Aufsatz „Martin Luther und die Reformationsfeiern an der Universität Halle-Wittenberg 1927–1941“ von Silvio Reichelt, in dem er unter anderem auch auf die Namensgebung eingeht. Dazu äußerte er die These, dass die Luther-Besinnung in Halle nicht erst unter dem Einfluss der Nationalsozialisten stattgefunden habe.

Aufgrund dieser Pressemitteilung entschloss sich nach eigener Aussage die AG Antifa zu dem Protest. „Der Flyer besitzt inhaltlich zwei Kritikpunkte.“ erklärt Manuela Weimer von der AG Antifa, „Der erste ist, dass die Veranstaltung „Festakt“ hieß, und dies anlässlich der Namensänderung unter den Nazis 1933. Zum anderen wurde ganz kurz angerissen, dass der wissenschaftliche Beitrag, der auf der Uni-Website veröffentlicht ist und mit der Einleitung verlinkt war, darauf pochte, dass die Namensnennung in größerem Kontext als dem des Nationalsozialismus zu sehen ist, und das Ganze damit relativiert.“ Carsten Heckmann, Pressesprecher der Uni, der als Gast die Veranstaltung besuchte, bat die Studierenden, das Verteilen zu beenden. Heckmann begründete: „Gegenüber den Protagonisten war das Flugblatt einfach unfair. Der Rektor ist der Letzte, dem man vorwerfen könnte, dass er eine ‚positive Bezugnahme zum Nationalsozialismus‘ vertritt, genauso wie dem Redner, der einen sehr sachlichen und auch kritischen Vortrag gehalten hat.“

Jürgen John, Professor für Geschichte an der Uni Jena, hielt denn auch eher eine Sach-, denn eine Festrede. „Ich kann verstehen, dass

man protestiert hat. Aber das Flugblatt war nicht sachlich genug“, äußerte sich John zu der Aktion der AG Antifa. Allerdings habe er sich nicht persönlich angegriffen gefühlt. Auch er halte die Bezeichnung „Festakt“ für „völlig unangemessen und erinnerungspolitisch sehr naiv.“ Außerdem bedauerte John, dass der Vortrag in Musikstücke eingebettet war und keine kritische Diskussion folgte.

Sicherlich nicht die letzte Nachwehe in dieser Sache war ein Antrag von Studierendenratsmitglied Sebastian Wornien, in dem er die Absetzung des Vorstandes der AG Antifa sowie das Einfrieren der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel forderte. In seiner Begründung beklagt er vor allem, dass die Aktion im Namen des StuRa und der Studierenden durchgeführt wurde. Der Antrag wurde nach einer Diskussion im StuRa abgelehnt.

Nadja Hagen, Julius Lukas

Zur Sache

Die Namensänderung der vormaligen Friedrichs-Universität zur Martin-Luther-Universität erfolgte am 10. November 1933. Auf den berühmten Martin Luther hatte man sich wegen der Verbindung zu Wittenberg bereits 1927 bezogen in der Hoffnung, so die drohende Schließung der Uni abwenden zu können. Dass die Namensgebung dann im Jahr 33 erfolgte, hängt mit dem Lutherjahr zusammen, das in diesem Jahr gefeiert wurde. Der Antrag auf Benennung nach Luther geht auf die theologische Fakultät zurück und wurde von der Universitätsleitung genehmigt. Daneben gab es aber auch eine allgemeine nationale Bewegung im Zusammenhang mit Wittenberg. Der damalige Kultusminister Bernhard Rust unterschrieb ebenso wie Hermann Göring den Antrag der Universität zur Namensgebung. Zum offiziellen Festakt fehlten allerdings beide.

Die Namensgebung könnte, laut Jürgen John, als Bekenntnis zur nationalen Erhebung gesehen werden. Sie sei ein symbolisches Angebot zur Kooperationsbereitschaft mit den Nazis gewesen.



Namensschild überdeckt von einer Stimmkarte

noN_eN₂ statt Konsens

Die erste Studierendenratssitzung in
unserem Leben

Es ist Montag, der 1. Dezember 2008, und es ist 18.45 Uhr. Es regnet. Die Sonne ist bereits untergegangen, und der Abend bricht herein. Laternen beleuchten die nassen Straßen. Nach und nach treffen die einzelnen Mitglieder des Studierendenrats der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg ein. Einige kommen alleine, die anderen in kleinen Gruppen. Man begrüßt sich, nimmt sein Namensschild und setzt sich an die Tische, die zu einem langgezogenen Rechteck zusammengestellt wurden. Ein Beamer wirft die Tagesthemen aus einer ziemlich kurzen Entfernung, aufgegliedert in zehn TOPs, an die Wand am oberen Ende des Rechtecks. Dort sitzt der Sitzungsleiter, bewaffnet mit einer kleinen Glocke, um im Notfall zu regem Treiben Einhalt gebieten zu können. Dies wird im Verlauf der Sitzung auch einige Male nötig sein.

Viele stellen ihr Namensschild vor sich auf den Tisch, aber nicht alle. Manche knicken ihr Papierschild und wedeln sich damit frische Luft zu. Der Raum über der Tulpe ist groß, und alle Protagonisten sitzen sich gegenüber. Wir sind zu zweit und setzen uns ein wenig abseits, aber immer noch nah ans Geschehen. Wir mussten unsere Namen und unsere Beweggründe, warum wir dieser Sitzung beiwohnen wollen, nennen. Dabei wurde uns bereits mitgeteilt, dass das Thema, weswegen wir gekommen sind, relativ weit hinten auf der Liste platziert ist. Auf die Anfrage hin, ob man es eventuell nach vorne ziehen könne und wie lange es denn dauern würde, gibt es nur gut gemeinte Aufmunterungsversuche. Ein wehleidiges Lächeln lässt bereits erahnen, was da noch auf uns zukommen wird.

TOP 1 und 2: Allgemeines und Beratungsangelegenheiten

Als die StuRa-Sitzung beginnt, ist der Raum halb gefüllt. Außer uns wohnen noch ein paar weitere Interessierte dem Spektakel bei. Als erstes wird von einem Mitglied angefragt, ob nicht ein Thema – übrigens ist es auch das Thema, das uns zum Kommen veranlasste – weiter nach vorne gezogen werden könne. Anscheinend können nicht alle bis zum Ende bleiben, wären aber an besonders diesem Thema interessiert. Nur ein Einwand, die Mehrheit jedoch entscheidet sich für das Vorziehen des begehrten Themas. Gott sei Dank, wir rutschen von TOP 10 auf 8 vor. Danach werden Protokolle von anderen Sitzungen per Aufzeigen bestätigt. Es ist jetzt 19.30 Uhr. Noch glauben wir an die Macht der Demokratie.

Das nächste Thema betrifft die juristische Beratung an der Universität. Drei ausgewählte Anwälte wurden eingeladen, und man möchte jetzt den passenden Vertreter erwählen. Doch bevor die Parteien dazu kommen, sich vorzustellen, gibt es erneut Einwände. Aus der gleichen Ecke wie beim ersten Mal: Warum sind diese Kandidaten ausgewählt worden, mit welchem Verfahren, war da was nicht koscher? Gegenstimmen versuchen das Auswahlverfahren zu erläutern und zu rechtfertigen. Nach einigem Hin und Her bleibt die Situation trotzdem am Ende für manche unbefriedigend. Weiter geht's! Die Kanzleien stellen sich nun vor. Nacheinander, im Sitzen, im Stehen profiliert man sich. Keine weiteren Fragen an die Kandidaten? Dann bitte alle, die nicht Ratsmitglieder sind, hinaus in den Flur, um auf dessen geheimen Beschluss zu warten. Dieser bespricht sich hinter verschlossenen Türen. Alle? Ja, ausnahmslos alle raus.

Kurz darauf lehnt man in kleinen Gruppen an Fenstern, am Pfeiler oder aber, wie die Juristen, tummelt sich in einer Ecke des Flurs. Netter Umgang, den man hier so mit Vertragspartnern pflegt. Aus den Fenstern schaut man auf den Universitätsring. Vereinzelte Menschen eilen ihren Zielen entgegen. Es regnet immer noch. Ab und zu verlassen»

»StuRa-Mitglieder den Raum, um eine zu rauchen. Jedes Mal, wenn die Tür aufgeht, hofft man auf die Rückkehr in die Gemütlichkeit. Mehrere Male wird man enttäuscht. Alle warten mindestens 20 Minuten auf das Ergebnis. Welche Unstimmigkeiten innerhalb des Studierendenrats standen ihm wohl diesmal im Wege? Man wird es niemals erfahren. Endlich dürfen einige wieder hinein. Zuerst allerdings nur die Anwälte, nach einer kurzen Bekanntgabe des „Siegers“ dann auch die restlichen Abgeschobenen. Wir nehmen wieder Platz. Unsere ehemals gute Laune schlägt langsam um in blanke Panik. Wie lange noch? Die Referate für den nächsten Tag machen sich auch nicht von alleine. Wann kommt endlich unser Thema? Die Uhr sagt uns, es ist 20.30 Uhr.

TOP 3 bis 5: Finanzpolitik

Jetzt folgen drei Anträge auf finanzielle Unterstützung unterschiedlicher Projekte. Als erstes ein Filmprojekt. Vier engagierte Künstler wollen Unterstützung für ihren Film haben. Kurz wird der Film vorgestellt, danach ein paar Szenen gezeigt. Sofort gehen die Fragen los: Wer steckt dahinter? Wem nützt es? Gibt es Ideen zu Weiterführung des gezeigten Themas in zusätzlichen Workshops? Die Antragsteller fühlen sich angegriffen, äußern ihren Unmut über die Art und Weise des Herumspringens mit ihnen. Von der Seite des Rates Rechtfertigungen, keine Entschuldigungen. Am Ende bangen die Filmleute um ihren Antrag. Doch zu guter Letzt wird er angenommen. Man bedankt sich, versichert eine weiterführende Option mit dem Thema und ist raus. Hätte man auch einfacher und vor allem schneller erledigen können. Aber wir sind nicht mehr objektiv, wo ist unser Thema nochmal?

Die nächste Anfrage betrifft Radio Corax. Die Mitarbeiter des Senders sehen schon ziemlich mitgenommen aus in ihren Stühlen, wie sie da so hängen. Na ja, wir machen bestimmt auch nicht gerade den frischesten Eindruck. Ist ja auch schon zwei Stunden her, seit dieses Szenario begonnen hat. Radio Corax möchte mehr Geld, braucht es auch. Starke Zustimmungen aus der Ecke, aus der sonst immer nur Einwände zu hören waren – also doch keine notorischen Nörgler. Jetzt gibt es aber Gegenstimmen aus einer der drei anderen Ecken. Es wird brenzlich. Argumente sind da, immer wieder fällt das Thema Stu-

dierendenrat und Präsenz in der Öffentlichkeit. Zum Schluss betonen einige nochmals Aspekte des bereits Gesagten, dann werden das Ende der Diskussion und eine Abstimmung gefordert. Wir finden, das könnte man durchaus öfter und vor allem früher fordern. Geht uns alles ein wenig zu schleppend voran. Es folgt die Abstimmung, knapper Sieg. Die Coraxianer ziehen sich zurück. Haben die ein Glück, sie haben es nun hinter sich.

Letzte Geldanfrage für heute: Reiseerstattung. Die Regel: Jeder studentischen Reisegruppe stehen 20 bis 80 Prozent der Reisekosten als Rückerstattung zu. Der Antrag fordert gleich die ganzen 80 Prozent. Das Problem in diesem Falle: Eigentlich sollte die betreffende Fachschaft mehr als genug Geld zur Verfügung haben, da ihre Immatrikulationszahlen immer mit am höchsten waren und zusätzlich auch viel mit Unternehmen zusammengearbeitet wird. Ein Vorschlag kommt aus einer der Ecken: Senkung des Geldbetrages auf einen geringeren Wert. Im Nachhinein wird sich herausstellen, dass dieser sehr nahe an den 20 Prozent lag. Das Prozedere läuft wie folgt ab: Als erstes wird abgestimmt über den Vorschlag, den Geldwert zu senken. Er wird knapp abgelehnt. Danach wird der eigentliche Antrag abgestimmt. Auch dieser wird abgelehnt. Was übrig bleibt, sind 20% Geldrückerstattung, die der Antragstellerin sowieso von Anfang an zugestanden hätten. Als herauskommt, dass diese 20% bereits im Vorschlag vorher abgelehnt wurden, gehen einige Hände zur Stirn und betretenes Lachen erklingt im Raum. So ein Zufall aber auch. Eher absoluter Irrsinn in unseren Augen.

TOP 6: und was aus uns wurde

Irgendwie gelangen wir nun zu den TOP 6. Ja, richtig gelesen, es gibt mehrere Unterpunkte. Und spätestens hier sind all unsere Hoffnungen auf Erreichen der TOP 8 zerstört. Wir können nicht mehr und geben auf. Wir versuchen schnell noch ein paar Informationen unter der Hand zu unserem Thema zu bekommen, rüsten uns gegen die kalte Nacht und gehen. Ein letzter Blick schweift über die Versammelten. Wir fühlen uns beraubt um drei bis vier Stunden unseres jetzt nicht mehr jungen Lebens, aber dennoch frei. Vielleicht halten wir beim nächsten Mal länger durch. Wenn es ein nächstes Mal geben wird. Es ist jetzt bereits 23 Uhr. Und es regnet immer noch.

Nachwort

Ohne hier jemanden direkt angreifen zu wollen, mussten diese Worte einmal niedergeschrieben werden. Sicherlich sind einige Ereignisse dieser Sitzung durch unsere persönliche Sicht ein klein wenig anders dargestellt, als sie die Mitglieder unseres Studierendenrats wiedergeben würden. Unser Gesamteindruck war jedenfalls, dass man im StuRa viel mehr Wert auf die Durchsetzung eigener persönlicher Interessen legt, als sich kooperativ zusammensetzen. Bei Diskussionen blieb so der Konsens zumeist auf der Strecke. Und das soll die Vertretung der Studierenden sein?

Robert Dobsław
(in Begleitung von Julius Lukas)

Auch im Jahr 2005 hielt der Studierendenrat seine Sitzungen einige Male in der Tulpe ab.



Illustration: Susanne Woblfahrt

Ich wäre ja gern zum Seminar gekommen, aber ...

Anwesenheitspflicht – nachgefragt und nachgehakt

Dass beim Studium nicht immer alles glatt geht, dürfte jeder Student schon am eigenen Leib erfahren haben. Veranstaltungen überschneiden sich, Termine werden verschoben, es sind nicht genügend Plätze für alle Teilnehmer da und so weiter. Die meisten Ungereimtheiten klären sich mehr oder weniger von selbst: Zusätzliche Veranstaltungen werden angeboten, und letzten Endes hat jeder einen Platz gefunden. Doch wie sieht es bei Überschneidungen aus, die sich nicht vermeiden lassen? Gerade in solchen Fällen hat der Student das zweifelhafte Glück, mit einer Anwesenheitsliste konfrontiert zu werden, auf die er zu jeder Veranstaltung sein Signum setzen soll.

Floskeln wie: „Wenn Sie mehr als zweimal nicht erscheinen, gilt das Modul für Sie als nicht bestanden“, wird jeder von uns schon einmal gehört haben. Es kann jedem von uns passieren, dass er an drei Tagen krank ist oder ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt einen wichtigen Termin hat. Soll man jetzt die Flinte gleich ins Korn werfen? Ist die Anwesenheitspflicht ein weiteres Übel des ohnehin schon unpopulären BA-Studiensystems?

Ein Blick in die „Geschichte“

Im Rahmen der Modularisierung wurde ausgiebig darüber debattiert, die Anwesenheitsliste, die jeden eher an eine Maßnahme aus der grauen Schulzeit erinnert als an ein selbstverantwortliches Studium,»



Fotos: Institutzeit Archiv

»generell wieder einzuführen. Es kam zu einer Welle des Aufruhrs: Studenten ließen die Liste während der Veranstaltungen „verschwinden“, anderorts besuchten kostümierte Clowns die Vorlesung und stibitzten das unbeliebte Papier.

Viele halten die Regelung für eine unangenehme Begleiterscheinung des BA-Systems. Dabei ist sie viel älter als der Bologna-Prozess: Auch in Diplom- und Masterstudiengängen gab bzw. gibt es Anwesenheitslisten. Dort haben sie aber zum Teil einen anderen Zweck, als die Studenten auf Schritt und Tritt zu überwachen. Es ist zum Beispiel im Rahmen einer Ingenieurausbildung wichtig, dass die Studenten generell etwas über Arbeitsschutz erfahren. Eine Klausur müssen sie zu dem Thema allerdings nicht schreiben. Also wurden sogenannte „Sitzscheine“ für die bloße Anwesenheit verteilt. Da diese an die „Leistung“ gekoppelt sind, wenigstens körperlich anwesend zu sein, teilen Dozenten schon immer diese Listen aus. Außerdem helfen sie so manchem beim Lernen der Namen seiner Schützlinge.

Und wie sieht es heute aus?

Die Begründung, die jeder Student mehr oder minder wehleidig schlucken musste, als es um sein Diplom bzw. seinen Magister ging, scheint durch die Modularisierung hinfällig geworden zu sein: Jedes Modul muss mit einer Modulleistung (einer Klausur, einer Hausarbeit, einem Praxisprojekt etc.) abgeschlossen werden – Sitzscheine gibt es für BA-Studenten nicht mehr. Warum gerade im gleichen Atemzug auf eine mustergültige Anwesenheit gepocht wird, scheint auf den ersten Blick unverständlich – es wird doch sowieso jeder geprüft. Thomas Wilke vom Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaften begründet, weshalb die Anwesenheit zum Beispiel beim Modul „Mediengestaltung“ obligatorisch ist: „In diesem Kurs gibt es eine so große Informationsdichte, dass es schwer ist, den Anschluss wieder zu bekommen, wenn man mehrmals fehlt.“ Ohne regelmäßiges Erscheinen sei es für Studenten nicht möglich, den Stoff zu bewältigen und die nötigen Techniken zu erlernen. Außerdem sei, ganz allgemein, die Teilnahme an den Seminaren und die Aufnahme des vermittelnden Wissens ebenso Bestandteil der Modulleistung wie beispielsweise eine abschließende Klausur. Auch zu seiner Studienzeit wurde eine regelmäßige Anwesenheit vorausgesetzt: „Das galt damals als selbstverständlich, weil man mit der regelmäßigen Teilnahme das nötige Grundinteresse am Studium verbunden hat.“

Thomas Wilke betont aber, dass diese Regeln nicht absolut gelten: „In Einzelfällen kann man eine Ausnahme machen und gemeinsam eine Lösung finden.“ Wenn ein Student im Vorfeld ankündigt und später bestätigen kann, dass er den versäumten Stoff nachgeholt hat, kann man unter Umständen eine Ausnahme machen. Wie dieser Nachweis im Detail aussieht, hängt von den Umständen ab.

Anwesenheitspflicht ist Auslegungssache

Nicht nur unter Studenten breitet sich ein mulmiges Gefühl aus, wenn man das Thema „Anwesenheit“ anspricht. Auch Dozenten sind von dieser Regelung nicht durchgehend überzeugt: So gibt es allerlei Veranstaltungen der Philosophie, in denen noch nie eine Anwesenheitsliste ausgeteilt wurde. Anwesenheitslisten führe er nicht, erklärte Dr. May, Dozent für Philosophie, gleich zu Beginn des Semesters. Wer studiert, muss auch selbst gewillt sein, Wissen aufzunehmen. Manche Dozenten verfolgen einen auf den ersten Blick weniger radikalen Kurs: Vorbildlich teilen sie zu Beginn ihrer Vorlesung die Anwesenheitsliste aus. Wenn es zu laut wird, wird eine kurze Pause ausgerufen. Gemäß

dem Motto „Wer wirklich etwas lernen will, ist danach noch da“ bleibt es hier den Studenten selbst überlassen, ob sie während der Pause verschwinden oder an der Vorlesung teilnehmen. Auch unter den „Hardlinern“, für die Anwesenheit unabdingbar ist, muss man differenzieren.

Manche Dozenten unterscheiden zwischen entschuldigtem und unentschuldigtem Fehlen. Das eine sei hier und da vertretbar, das letztere eher unerwünscht. Zum guten Umgangston gehöre eben auch, dass man sich, wenn man planmäßig fehlen wird, vorher „entschuldigt“. Bei Krankheit genügt oftmals eine Bescheinigung vom Arzt. Dass sich der Student dabei oft schmerzhaft an seine Schulzeit und die gewissermaßen überholten Methoden erinnert fühlt, lässt sich schier nicht vermeiden.

In anderen Kursen gilt diese Regelung nicht: Egal, ob der Grund plausibel ist oder nicht, weshalb man gefehlt hat – es kann gerade bei studierenden Müttern vorkommen, dass ihr Kind krank wird und sie zu Hause bleiben müssen – die Folge bleibt die gleiche: Das Modul gilt vorerst als nicht bestanden.

Rechtlich grenzwertig?

Gerade bei der doch etwas ominösen Unterscheidung zwischen entschuldigtem bzw. unentschuldigtem Fehlen sprechen Kritiker von „Dozentenwillkür“. Ein Blick in die meisten Studienordnungen verrät, dass es so etwas wie eine Pflicht zur Anwesenheit auf dem Papier gar nicht gibt. Die Frage nach der Rechtmäßigkeit dieser Ordnung tut sich dabei notgedrungen auf. Thomas Wilke räumt ein, dass es seines Wissens keine schriftliche Grundlage für die Anwesenheitspflicht gibt: „Ich glaube, es handelt sich dabei eher um ein Gewohnheitsrecht als um ein verbrieftes.“

Genauere Auskunft gibt Jürgen Schwarzkopf, Leiter der Abteilung Studium und Lehre. Nach ihm ist bzw. sollte die Anwesenheitspflicht Bestandteil einer jeden Prüfungsordnung sein: Zum Bestehen eines jeden Moduls muss die „erfolgreiche und regelmäßige“ Teilnahme vorausgesetzt werden. „Regelmäßig bedeutet hierbei eine Fehlquote von 10 bis maximal 15 Prozent“, so Schwarzkopf. Die Dozenten müssten allerdings auch darauf hinweisen, wie oft das Fehlen bei ihnen „gestattet“ sei. Bei Vorlesungen sei die Anwesenheit generell nicht erforderlich. Da es dennoch immer wieder zu Unklarheiten kommt, die nicht friedlich beigelegt werden, gehen einige Studenten vor Gericht. Ob der Prozess erfolgreich für den Studenten endet, ist dabei am Anfang noch nicht ersichtlich.

Ein sturer Kampf „gegen“ den Dozenten ist nicht produktiv. Im Sinne des gegenseitigen Respekts sollte versucht werden, eine Lösung im Sinne beider Parteien zu finden. „Es ist immer besser, eventuelle Probleme gemeinsam im Voraus zu klären“, so Wilke.

Einen anderen Weg schlug das unabhängige Fachschaften-Forum der Uni Münster ein: In einer Resolution stellten sie eine Bitte an das Studierendenparlament, sich der Problematik anzunehmen und die Anwesenheitspflicht abzuschaffen. „Durch eine Anwesenheitspflicht werden Studierende mit Kind, Studierende mit Behinderung oder chronischer Krankheit, aber auch Studierende, die einen Nebenjob aufnehmen müssen, in Mitleidenschaft gezogen“, heißt es unter anderem in der Resolution.

Inwieweit dieser Antrag erfolgreich und Anlass für andere Universitäten sein wird, die Regelung zu überdenken, ist derzeit noch nicht absehbar.

Tom Leonhardt

Berlin-Schöneberg, eines Mittwochnachmittags: In einer Bar brummt das Geschäft. Sehr ungewöhnlich für diese Zeit, merkt der Chef an, doch heute wird geflirtet und geplaudert, was das Zeug hält. So widersprüchlich es auch klingen mag: Gayromeo ist schuld!

Im Herbst 2006 gab es in Amsterdam einen größeren Stromausfall. Da man befürchtete, die Notstromversorgung könne ihn nicht auffangen, wurden dort in einem Rechenzentrum sämtliche Server heruntergefahren. In diesem Rechenzentrum stehen unter anderem die Server des Kommunikationsportals „Gayromeo“, welches vor allem in der schwulen Szene bekannt und beliebt ist. Es war dann einen ganzen Nachmittag lang nicht erreichbar. Dieser Umstand holte offensichtlich die ganzen Leute weg vom Rechner in die bekannten Treffs und Bars – der Betrieb war hier so geschäftig, wie er es sonst nur an den besten Samstagabenden ist.

Dynamisch, user-generated, Web 2.0

In den letzten Jahren sind einfach zu handhabende Kommunikationsplattformen, die ein genialer Mix aus Weblog, Diskussionsforum, Chat, Mail-System und Freundesliste sind, wie die Pilze aus dem Boden geschossen. Dadurch können sich auch diejenigen, die mit der Technik bisher eher auf Kriegsfuß standen, aktiv am Internet beteiligen, ohne erst HTML-Seiten erstellen oder eine PHP-Anwendung per FTP auf einen Server laden zu müssen oder überhaupt zu wissen, was diese Abkürzungen bedeuten. In diesen so genannten „Social Networks“ kann man sich als Freunde vernetzen, wenn man möchte, der ganzen Welt seine Gedanken und Nöte mitteilen und so einen großen Teil des öffentlichen Lebens ins Netz verlagern.

Soziale Netzwerke gibt es mittlerweile zu fast jedem Thema: Neben den Pionieren studiVZ, MySpace und Gayromeo, die mittlerweile fast jeder kennt, existiert z.B. noch das Open-Source University Meet-Up des Sun Developer Network (OSUM) mit dem Fokus, Open-Source-Aktivitäten an Hochschulen zusammenzubringen oder Xing, das dem ganzen einen Business-Touch gibt.

Viele Benutzer sozialer Netzwerke haben schon begonnen, in ihnen zu leben. Die bunte Internetseite ist ein zweites Wohnzimmer, der Ersatz für das Pflegen „echter“ Freundschaften. „Vereinsamung“ hört man hier die kritischen Stimmen schon rufen, was auch nicht vollständig von der Hand zu weisen ist. Es stimmt schon traurig, dass es eines Stromausfalls bedarf, auch unter der Woche „draußen im echten Leben“ nicht allein am Tisch zu sitzen. Es soll natürlich niemand auf sein studiVZ oder MySpace verzichten, doch nehmen gewisse Tendenzen schon ein bedenkliches Ausmaß an ...

Das Netz weiß alles über dich

Mit der großen Angebotsvielfalt und all der Freiheit kommen auch andere Aspekte, die zum Nachdenken anregen. Nicht wenige Nutzer dieser Portale machen sich kaum Gedanken um Datenschutz oder die Reichweite ihres Handelns. Einen kompletten Seelenstrip oder ein lückenloses Persönlichkeitsprofil eines Nutzers dort zu finden, ist nicht



Ein Schmetterling im Netz

Social Networking und die Auswirkungen auf die Gesellschaft

selten. Manche Seiten animierten bis vor nicht allzu langer Zeit sogar dazu, sehr private Angaben zum eigenen Körper zu machen, da es keine Möglichkeit gab, die Eingabefelder dafür zu verstecken. Wenn man diese leer ließ, stand auf der öffentlichen oder halböffentlichen Profilseite nur ganz oft „keine Angabe“, was meist als „Der hat etwas zu verbergen“ oder „Der ist ein Faker“ abgetan wurde.

In anderen Portalen, in denen man sehr detailliert entscheiden kann, was öffentlich und was privat sein soll, ist man zwar nicht gleich geächtet, aber ein echter Nutzen wird mit derartigen Einstellungen auch kaum sichtbar. Die Diskussionsforen zu Themen, die mehr als nur allgemeines „Blah-blah“ sind, werden in der Regel nicht gerade stark frequentiert. Bleibt noch der Nachrichtenaustausch mit den „Freunden“. Bei denen handelt es sich jedoch bei solch einem Umgang mit sozialen Netzwerken größtenteils um Personen, die auch im „Real Life“ bekannt sind. Der Nutzen hält sich dann offensichtlich in Grenzen, denn den nächsten gemütlichen Kinoabend kann man auch per Telefon oder E-Mail verabreden.

Der Stromausfall war eine beeindruckende Demonstration des Schmetterlingseffekts, nach dem ein Flügelschlag eines Schmetterlings auf der anderen Erdhalbkugel einen Tornado auslösen kann. Dieser Flügelschlag hatte eine sehr starke Symbolwirkung in Hinsicht auf den Umgang mit dem Internet und den Wandel, der sich derzeit in unserer Gesellschaft vollzieht.

Jens Rabe

Was du heute kannst besorgen, das verschiebe doch auf ... übermorgen

Das Wichtigste zuallererst: Dinge verschieben oder auf Neudeutsch „prokrastinieren“ ist nichts Schlimmes. Jeder von uns tut es. Der eine natürlich mehr als der andere, aber betroffen sind wir alle. Oft wird uns nachgesagt, wir seien faul und unkoordiniert. Das mag auch stimmen. Manchmal zumindest. Doch beim Prokrastinieren geht es um viel mehr. Nämlich darum, seine eigene „Schwäche“ zu einer Stärke zu machen. Und das ist oft einfacher als man denkt ...

Emma ist 22 Jahre alt, fleißige Studentin, jung, dynamisch, kommunikativ, und Emma ist Prokrastiniererin, und das eigentlich schon immer. Nur wusste sie bis dato noch nichts davon. Bis sie eines Tages einen Bericht im Fernsehen sah. Da wurde ihr alles klar. Nehmen wir ein simples Beispiel: Emma hasst Pflanzen. Doch leider bekommt sie immer wieder welche geschenkt. Zu Weihnachten, zum Geburtstag und zu allen anderen Festlichkeiten auch. Natürlich erhalten die Pflanzen einen Ehrenplatz (damit Mutti sie beim nächsten Besuch bestaunen kann). Doch die Lebenszeit dieser „Gewächse“ ist stark begrenzt – meist erleben sie ihren ersten Geburtstag nicht. Natürlich weiß Emma, dass Pflanzen gut sind und auch, dass sie je nach Art mehr oder weniger Wasser brauchen. Doch warum eigentlich heute? Morgen ist doch auch noch ein Tag. Und verdursten wird das „Unkraut“ schon nicht. Schließlich regnet es in der Wüste auch nur alle zehn Jahre. Und außerdem gibt es tausend andere wichtige Dinge, die sie jetzt unbedingt machen muss.

Der typische Prokrastinierer ist meist Student, aber auch Angestellte oder Selbstständige sind betroffen. Bügeln und Abwaschen gehören zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Zumindest, wenn es darum geht, sich vor der nächsten Belegarbeit oder ähnlichem zu drücken. Nach aktuellen Umfragen verschieben 75 bis 95 Prozent hin und wieder und 50 Prozent regelmäßig Aufgaben. Natürlich gibt es unterschiedliche Schweregrade. Doch gemeinsam ist allen Betroffenen eines: Sie halten bestimmte Dinge für sinnlos, zu zeitraubend oder zu schwierig. Nun gibt es drei Möglichkeiten: Entweder sie überwinden sich und erledigen die ungeliebte Aufgabe, sie lassen es oder sie verschieben es auf unbestimmte Zeit und das immer und immer wieder, bis sich feste Schemata entwickelt haben.

Ursachenforschung: Der Mensch als Opfer der kapitalistischen Arbeitswelt

Machen wir doch einmal einen Sprung in die Vergangenheit. Im Mittelalter war noch alles anders. Der Mensch war noch kein Arbeitstier, dessen einziges Ziel darin bestand, den 8-Stunden-Tag plus zwei

Überstunden irgendwie zu überstehen. Zu dieser Zeit arbeiteten die meisten Menschen maximal sechs Stunden am Tag. Zugegeben: Sie mussten harte körperliche Arbeit vollbringen. Doch Wörter wie Überstunden oder Burn out existierten noch nicht im kulturellen Gedächtnis. Und wie sieht es heute aus? Jeder Zweite von uns hatte schon mal einen kleinen Zusammenbruch. Egal, ob Schüler, Beamter, Angestellter oder Student, jeden kann es treffen. Und das oft schneller als man denkt. Und Überstunden? Auch das ist traurige Realität geworden. Natürlich haben wir der Modernisierung und Industrialisierung eine Menge zu verdanken. Die Eisenbahn, Straßen und Fertigprodukte. Also eigentlich alle Dinge, die unser Leben vereinfacht haben. Aber leider haben sie auch das Entgegengesetzte bewirkt. Damit dieses System aufrechterhalten werden kann, müssen wir, muss jeder Einzelne funktionieren. Und das jeden Tag. Krank werden darf man nicht, sonst ist der Job weg.

Das musste auch Emma am eigenen Leib erfahren. Um sich neben dem Studium noch ein bisschen Geld dazu zu verdienen, jobbte sie als Aushilfskraft in einem Discounter. Nebenbei gab sie noch Nachhilfe und das drei- bis viermal die Woche, auch am Wochenende. Das Ganze hielt sie ein Jahr lang durch. Dann bekam sie starke, schubweise auftretende Migräneanfälle und konnte für mehr als zwei Wochen nicht arbeiten. Die Folge: Der Arbeitgeber kündigte ihr fristlos und das ohne jede Vorankündigung.

So oder ähnlich erging es wahrscheinlich schon vielen von uns. Doch wie sieht es eigentlich mit Urlaub aus? Den haben wir uns doch alle verdient. Der Deutsche verreist durchschnittlich zwei- bis dreimal im Jahr. Na ja, nicht jeder Deutsche, aber vielleicht jeder zweite oder dritte. Und natürlich steht uns Urlaub zu. Er ist sogar gesetzlich festgeschrieben. Nach dem Bundesurlaubsgesetz stehen jedem Arbeitnehmer 24 bezahlte Urlaubstage zu. Aber dabei dürfen wir uns keinen „Gefahren“ aussetzen – also nichts mit einem Kurztrip zur Internationalen Weltraumstation ISS oder Extremsport. Nur schade, dass gerade diese gefährlichen Dinge am meisten Spaß machen.



meistert und dabei auch noch glücklich ist. Zumindest glücklicher als der Nachbar von gegenüber, der genau weiß, wann er aufsteht, abwäscht, einkauft und seine Rechnungen bezahlt. Oder auch glücklicher als die beste Freundin, die für jede noch so „wichtige“ Sache eine To-Do-Liste erstellt und diese an ihren übervollen Kühlschrank heftet.

Einfach mal nichts tun oder den Abgabetermin der nächsten Hausarbeit um drei Monate verschieben.

Das Rezept der beiden Autoren ist ganz simpel: Einfach mal nichts tun oder den Abgabetermin der nächsten Hausarbeit um drei Monate verschieben. Das soll wahre Wunder bewirken.

Im ersten Schritt geht es darum, die eigene Haltung gegenüber bestimmten Dingen zu verändern. Es ist nicht schlimm, wenn man erst morgen abwäscht oder mit der Ausarbeitung der Hausarbeit beginnt. Davon wird die Welt auch nicht untergehen. Nur sollte das Ziel, diese Arbeiten irgendwann mal zu erledigen, nie aus den Augen verloren werden. Fest steht nach Passig und Lobo auch: „Je dringender man arbeiten müsste,

desto stärker wird die Motivation, stattdessen etwas ganz anderes zu tun“. Das wird von uns häufig als negativ wahrgenommen. Doch warum eigentlich? Kann man seine eigene Schwäche nicht zu einer Stärke machen? Wenn ich weiß, dass ich anstatt meiner eigentlichen Aufgabe zehn andere Dinge machen werde, die ich sowieso irgendwann erledigen müsste, dann kann ich mich doch glücklich schätzen. Diese zehn Dinge habe ich dann schon mal geschafft. Um nun auch die eigentliche Aufgabe zu bewältigen, hilft ein kleiner Trick: Man sollte „sich Aufgaben vornehmen, die ungemein dringend und wichtig erscheinen, ohne es tatsächlich zu sein. Während man ihnen ausweicht, erledigt sich andere, wichtigere Arbeit wie von allein.“ Natürlich ist dafür ein gewisses Training notwendig. Doch es funktioniert wirklich.

Davon konnte sich auch Emma überzeugen. Gerade hat sie wieder versucht, die ungeliebten Blumen zu gießen. Natürlich vergeblich – wie immer. Aber dafür hat sie es endlich mal wieder geschafft, ihre alten Rechnungen, die sich auf dem Schreibtisch neben der Gießkanne aufhäuften, zu sortieren und abzuheften. Und noch eine Sache hat sich geändert: ihre Einstellung. Für sie ist es nicht mehr schlimm, dass sie einige Dinge später als andere oder gar nicht erledigt. Sie macht sich einfach keinen Druck mehr. Frei nach dem Motto: Was du heute kannst besorgen, das verschiebe doch auf übermorgen oder überübermorgen.

Julia Leupold

Fazit: Eigentlich sind wir selbst Schuld an der Misere. Wenn wir keine Arbeit haben, fühlen wir uns nutzlos, nicht mehr als Teil dieser Gesellschaft. Deshalb wird uns schon im Kindesalter anezogen, immer strebsam und fleißig zu sein. Und die Menschen, die versuchen, aus diesem engen Korsett auszubrechen, indem sie bestimmte Dinge erst dann erledigen, wenn sie es für richtig halten? Die werden nur belächelt oder schief angeguckt. Die Ursachen für Prokrastination liegen also viel tiefer. Im Inneren unserer Gesellschaft.

Der Kampf gegen das schlechte Gewissen oder warum es besser ist, manche Dinge später oder gar nicht zu tun

Sobald wir uns mal eine Auszeit gönnen, und sei es auch nur für ein paar Minuten, ist es schon da. Man kann regelrecht darauf warten. Erst ist es nur ganz schwach, doch je länger man darüber nachdenkt, desto stärker wird es – das schlechte Gewissen. Und der Kampf, den man fast täglich mit ihm austragen muss, kann ganz schön anstrengend sein.

Das finden auch Kathrin Passig und Sascha Lobo. Beide sind Prokrastinierer, und das aus vollster Überzeugung. In ihrem Buch „Dinge geregelt kriegen ohne einen Funken Selbstdisziplin“ geben sie nützliche Tipps, wie man sein Leben ohne straffe Organisationsstrukturen

Kultur mit Baustellencharme

Auf dem Hof der Hordorfer Straße 4 plätschert und gluckst es in jeder Ecke, kaum eine Regenrinne erfüllt noch ihren Zweck. Hühnermanhattan-Betreiber Gabriel Machemer läuft geschäftig mit Maulwurf Lampe auf dem Kopf umher und zeigt, wo er bereits das Dach ausgebessert hat. „Das ganze Gebäude war in einem katastrophalen Zustand“, erzählt der Künstler. „Es sieht vielleicht nicht danach aus, aber es hat sich inzwischen schon viel getan.“

Vor seinem Umzug befand sich das Hühnermanhattan neben dem Steintor, Ecke Ludwig-Wucherer-Straße. Seither gehört es zu den beliebten Treffpunkten der Alternativ-Szene. Mit verschiedensten Veranstaltungen von Singer-Songwriter über Soul bis Rock und Elektro werden viele Geschmäcker bedient. Das Hühnermanhattan sei deshalb von einem Konkurrenten schon als „Klubhure“ bezeichnet worden, erzählt Gabriel zähneknirschend. Im nächsten Moment allerdings lacht er: „Eigentlich stimmt es ja“, schließlich wolle er vielen unterschiedlichen Künstlern eine Plattform bieten. Mag die auffällige Substanz zunächst einen zweifelhaften Eindruck erwecken, so ist doch die Bedeutung des kleinen Klubs besonders für die Musikkultur nicht zu verachten. Hier konnten sich Nachwuchsbands vor Publikum ausprobieren, regelmäßig wurden Jam-Sessions veranstaltet, und auch ausländische, vor allem skandinavische Bands, fanden ihren Weg ins Hühnermanhattan. Fast schon sah es so aus, dass damit vorerst Schluss sein könnte. Da der Vermieter das Haus verkaufen wollte, sollte das Hühnermanhattan ausziehen. Nach vielen Querelen, Protesten und Verzögerungen verblieb der Klub schließlich noch bis in den Dezember hinein am Steintor.

Nach lange wählender Suche stieß Gabriel schließlich auf das Fabrikgelände in der Hordorfer Straße, wo bisher der Klub „Department“ unterkam, der nun in die Hafenstraße zieht.

Nicht nur, dass die Existenz des Hühnermanhattans gesichert ist, es konnte sich erheblich erweitern. Für Konzerte gibt es im Obergeschoss des Fabrikgebäudes einen großen Saal, in dem das Tanzbein geschwungen werden kann, für kleinere Veranstaltungen einen weiteren Raum im Erdgeschoss. Die alte Villa nebenan soll vor allem für gemütliche Jazzabende genutzt werden. „Wenn wir den riesigen Haufen Bauschutt des Vormieters vom Hof geschafft haben, können wir dort Open-Air-Konzerte geben“, erzählt Gabriel und schwärmt von Feuertürmen, Sprengelanlagen oder gar einem Pool.

Seine Pläne gehen aber weit über den Klub hinaus: das „Kulturhaus Hordorf“ soll hier geschaffen werden. Neben günstigen Proberäumen für Bands sollen auch Ateliers für bildende Künstler geschaffen werden, während Gabriel seine Malschule wieder aufnehmen will. Wie schon im früheren Hüh-

In diesem Fabrikgebäude in der Hordorfer Straße hat das Hühnermanhattan seine neue Heimat gefunden.



Bilder: Janika Lippold

Gabriel Machemer präsentiert einige der Hasenbilder, die dem Hühnermanhattan auf die Sprünge helfen sollen.

nermanhattan sollen hier auch wieder der traditionsreiche Hallesche Dichterkreis und Studenten von Amnesty International einen Ort für ihre Diskussionsrunden finden. Auch die Theatergruppe Nautiluspiloten wird wieder eine Bühne bekommen, eine Skaterhalle ist bereits in reger Benutzung.

Dass im Dezember überhaupt schon irgendetwas in Benutzung sein konnte, verwundert bei Betrachtung des Gebäudezustands. Offensichtlich schien es aber selbst dann schon Interessenten gegeben zu haben: So feierten dort bereits Physik- und Medizinstudenten erste Partys. Dabei gab es bis dahin nicht einmal Wasseranschlüsse. Gabriel schmunzelt: „Sie wussten ja, dass sie erst mit dem Eimer Wasser holen müssen, falls sie mal auf die Toilette wollen, aber vielleicht fanden sie das gerade spannend.“ Damit nun aber das „Kulturhaus Hordorf“ so schnell wie möglich fertig wird, arbeiten sich Gabriel und seine freiwilligen Helfer täglich sprichwörtlich die Hände wund. Dass für so ein Projekt einiges an Geld nötig ist, versteht sich von selbst. Wenn also nicht gebaut, Schutt beseitigt und ausgebessert wird, malt Gabriel Bilder – 10 000 Hasenbilder um genau zu sein. Von ihrem Verkauf soll die Renovierung mitfinanziert werden.

Für die große Einweihung am 23. Januar sollen bekannte Elektro-DJs wie die Brüder Teichmann, Maik Okay, Modul 275 und Klub 7 allen Neugierigen einheizen. Gabriel betont, dass die Leute nicht glauben sollten, mit einem fertigen, schicken Klub überrascht zu werden: „Es liegt noch unheimlich viel Arbeit vor uns, es wird wohl eher eine Baustellenparty. Aber was soll’s, die Leute wollen ja schließlich so schnell wie möglich das Hühnermanhattan wieder!“

Janika Lippold

Zu Besuch in der Hölle - Teil 2

Die USA sind ein beliebtes Urlaubsziel, auch bei Studenten. Normalerweise plant der Tourist ein bisschen New York, ein bisschen Ostküste und nebenbei das Englisch aufzubessern. Rasmus, 29 Jahre, ist Medizinstudent im neunten Semester und hat im Bundesstaat Indiana ein Wochenende im Gefängnis verbracht – als Praktikant. *bastuzeit* hat ihn nach Gründen und Eindrücken gefragt. Hier nun den 2. Teil des Interviews aus *bastuzeit* 22.

► *Du hattest ja schon von einem deiner Gespräche mit den Häftlingen erzählt. Wie war es denn bei den anderen?*

Also, den Zweiten habe ich in der Bibliothek getroffen, die meisten arbeiten ja irgendwo. In dem Gefängnis gibt es zum Beispiel eine der größten Druckereien in ganz Indiana.



► *Das heißt, man gibt ihnen die Möglichkeit, sich sinnvoll zu beschäftigen?*

Ja, es ist zwar schwer, an die Plätze zu kommen, aber teilweise haben die dann richtig was zu tun. Die können da auch Abschlüsse machen.

► *Und wie viele arbeiten da, so prozentual? Haben alle diese Möglichkeit?*

Na, ich denke, so schätzungsweise 70 bis 80%.

► *Und der Rest?*

Na, der macht nichts, die hocken in der Zelle von morgens bis abends. [...] Und der Typ, der hat da eben Bücher ausgegeben und war auch super nett. Der war relativ klein und stämmig, war ganz aufgeschlossen und auch ganz höflich. Sah super adrett aus, der konnte sich gut ausdrücken und so. Ich dachte so: „Mensch, was macht der in diesem abartigen Knast?!“ Da sind die Mindeststrafen fünf bis sechs Jahre, sonst kommt man gar nicht erst rein. [...]

► *Und warum war er drin?*

Weil er Wohnungen ausgeraubt hat. Der hat als Teppichleger gearbeitet. Und der stand auch ganz gut im Leben, Frau und Kinder. Aber die haben Häuser von Reichen renoviert, und das war dann wohl zu verlockend, da einfach mal einzusteigen. Er hatte wohl auch nur noch ein paar Jahre, und da dachte ich schon, wenn der rauskommt, so ein toller Typ eigentlich...

► *Aber?*

Naja, es stellte sich dann raus, dass der auch schon zum dritten oder vierten Mal im Knast war. Die wenigsten schaffen es, da ganz rauszukommen. Und der hatte auch schon Drogen mit auf seiner Liste, wobei das fast alle haben. Das gibt’s eigentlich gar nicht: Bei über 90% aller Insassen der Gefängnisse in den USA hatte die Straftat irgendwas mit Drogen zu tun.

► *Und der Typ, hatte der noch seine Frau?*

Ja, aber eine Stunde im Monat ... das hält keine Beziehung durch.

► *Hast du vom Gefängnis dann noch mehr gesehen?*

Ja, es gab noch einen aufregenden Teil. Es gibt im Gefängnis noch ein Gefängnis und das heißt „The Shoe“. Da kommen dann Typen rein,

wie der, der am Tag, bevor ich da war, einen anderen, der gerade zwei Tage in seiner Zelle war, umgebracht und morgens rausgezogen und über die Brüstung gehängt hat. Der Typ saß, weil er ein Jahr zuvor seine schwangere Frau und seine zwei Kinder abgestochen hatte. Der Typ, der neu in der Zelle war, der ist verurteilt worden wegen „child molesting“, also Kindesmisshandlung. Was das nun immer auch bedeutet, das wissen die dann nicht genau. In dem Fall war das, dass er sich vor so ein paar Kindern einen runtergeholt hat. Das ist aber egal, da steht dann eben „child molesting“ und dann hast du so eine mittlere Überlebenszeit von weiß der Geier wieviel Tagen. Denen geht’s gar nicht gut. [...]

► *Wie sieht es in diesem Shoe aus?*

Da gibt’s auch noch mal zwei Stufen. Die eine ist mit Gittern. Das sind kleine Zellen: Da sind die allein drin, und da ist immer „two on one“, das heißt, immer ein Gefangener in Fuß- und Handfesseln und zwei Officer dazu. Und in dem anderen ist das gleiche, aber da sind keine Gitter, sondern Plexiglas. Das sind winzige Zellen, mit nix drin, also nur diese Pritsche, Stahlwaschbecken und Klo.

► *Und warum Plexiglas?*

Weil den Gefangenen, die da drin sind, alles egal ist. Die haben 270 Jahre oder so, und man kommt da mindestens zwei Jahre rein. Wenn du dir vorstellst, du bist zwei Jahre in Einzelverwahrung: Da wirst du einfach verrückt. Die haben eine Stunde Freigang am Tag, in so einem kleinen Käfig, auch einzeln abgesperrt.

Und das Plexiglas haben die auch zum Schutz für die Wärter, weil einige Gefangene sonst ihre Zahnpastatuben nehmen und füllen da Faeces rein, und wenn die Wärter dann vorbeikommen, spritzen die die sonst damit an.

Und dann ist das oft so, dass die sich weigern, rauszukommen, um zu duschen oder so, weil denen das alles egal ist. Dann gibt’s ein so genanntes Extraction Team: das sind ein paar Typen, die extra ausgebildet sind, und die bekommen dann so eine Vollpanzerung an und haben auch Schlagknüppel. Wenn dann einer wirklich nicht raus will, aber mal geduscht werden muss, dann haben die so was wie Feuerlöscher mit CS-Nervengas, und dann werden die eingenebelt und mit Gewalt rausgeholt. [...]

► *Und wie war die Haltung dir gegenüber? Haben sie Dich beleidigt oder so was?*

Nein, gar nicht, weil die ja wussten, dass ich kein Wärter oder so bin. Die haben dann immer gesagt „the doctor from Germany“. Das hat sich total schnell rumgesprochen. Ich bin eine halbe Stunde später in irgendwelche Gebäude gekommen und da wussten die das schon alle.

► *Das ist ja faszinierend. Wie funktioniert das, wie erfahren die das?*

Da funktioniert alles!



Foto: Rasmus S.

» Hast du rausbekommen, wie?

Das ist einfach eine andere Welt, dieser Knast. Die finden alles sofort raus, da gibt's Wege ... Die könnten sofort rausfinden, wie die Adresse meiner Eltern ist.

» Aber wie funktioniert das? Die stehen doch unter Bewachung.

Ja, das geht da alles. Einer arbeitet in der Bibliothek und sitzt da. Jeder hat so seinen Posten. Der eine kann das, und der andere kennt den Wärter und dies und das ... da gibt's Wege und Informationsfluss, und da wird gehandelt und gemacht und getan.

» Dürfen die Gefangenen eigentlich persönliche Gegenstände besitzen?

Nein, nur Sachen, die man im Gefängnis kaufen kann.

» Was ist das so zum Beispiel?

Das ist das, worum alle kämpfen, das so genannte *commissary*. Die haben einen Zettel, und da dürfen sie ausfüllen, was sie sich kaufen. Da steht zum Beispiel drauf: Tütensuppen, Cola, Chips, Turnschuhe oder auch ein Ventilator oder ein TV-Set oder so. Das sind festgelegte Artikel. Und wenn die genug Geld haben, dann können sie sich diese Sachen kaufen. Und mit denen wird auch gehandelt, und da gibt's dann auch immer Stress.

» Und woher bekommen sie das Geld?

Entweder verdienen die das. Wenn du einen guten Job hast, verdienst du so 19 Cent die Stunde ungefähr. Oder eben von ihren Angehörigen.

» Die dürfen das so mitbringen?

Ja, die Angehörigen dürfen denen Geld geben. Ja, und der Drogenhandel ist da natürlich auch enorm. Jede Droge, die du draußen kriegst, bekommst du im Gefängnis auch, sie kostet aber viermal so viel. Zigaretten gibt's natürlich auch. Als ich da war, hat eine so zwischen fünf und zehn Dollar gekostet. Gras kriegst du auch, Alkohol machen sie sich selber. Das dürfen die natürlich nicht, aber sie machen das irgendwie mit Apfelsaft, den sie in Plastetüten füllen, dann gärt der und dann haben die da so einen widerlichen Gefängnisfusel. Ein Gramm Koks kostet, glaube ich, 1000 Dollar. Das meiste kommt dabei von den Wärtern. Die können sich da das Mega-Zubrot mit verdienen.

» Wie sind die Wärter so?

Es ist eben das ewige Spiel: So wie du die Gefangenen behandelst, behandeln sie auch dich.

» Wie waren die Gespräche mit den anderen Gefangenen?

Ja, da war noch einer ... Das war so ein heftiger Typ, mit Glatze und Hakenkreuz im Gesicht. Den habe ich auch so ein bisschen über diese Gangsache ausgequetscht. Die heftigste Gang ist diese AB – Aryan Brotherhood, die „Arische Bruderschaft“. Der Typ ist quasi von der Kindheit an auf den Knast vorbereitet worden: der war in Heimen und ist da gleich auf den „richtigen“ Weg gebracht worden, das Jugendheim war wohl schon Gefängnis in klein. [...] Dann hat er mit Drogen gedealt, und einmal hat er dann bei so einer Übergabe einen Dealer aufgeschlitzt und seiner Freundin die Hand abgehackt. Er wird geschnappt und bekommt 41 Jahre oder so was. Da wurde mir zum ersten Mal klar, was der Unterschied zwischen solchen Typen, so Mördern und so, und uns ist!

» Dass sie Gesetze brechen, gilt nicht?

Naja, der Unterschied ist der, dass die nicht einen einzigen Tag in die Zukunft denken. Die haben aus ihrer Kindheit heraus dieses „Wie kann ich mir jetzt, hier und schnell den größten Vorteil verschaffen?“ Die können, selbst wenn die rauskommen, nicht in die Zukunft denken. Und deswegen denke ich auch, dass das mit der Todesstrafe Quatsch ist. Also, das denke ich aus vielen Gründen, aber wie man sieht, denken diese Typen überhaupt nicht über irgendwelche Konsequenzen nach und erst recht nicht in der Sekunde, in der die handeln. Und wenn die jetzt jemanden aufschlitzen, ist das letzte, woran sie denken, was für eine Strafe sie bekommen, wenn sie jetzt erwischt werden. Diese Todesstrafe soll ja Abschreckung sein. Das funktioniert vielleicht bei uns, aber nicht bei solchen Typen, die noch nicht mal an morgen denken. [...] Dann kommen die raus und dann fragt einer „Kannste mal hier so eine Kurierfahrt machen, kriegste 500 Dollar?!“ und dann denken die: „Klar, geringes Risiko“, und dann dauert es nicht lange, und sie werden wieder erwischt.

» Hm, aber es ist doch schon ein Unterschied zwischen Drogentransport und jemandem die Hand abzuhacken, oder?

Das ist halt so, er kennt es nicht anders, er musste sich verteidigen. Der Typ hat ihn bedroht, und wenn er sich bedroht fühlt, wehrt er sich, und das kann er, weil das alles ist, was er bisher gelernt hat.

» Hm... du hast erwähnt, dass er dieses Hakenkreuz im Gesicht hatte. Wie hat er auf dich als Deutscher reagiert? Vielleicht kannst du auch noch was zu dieser Arischen Bruderschaft sagen?

Also das mit dieser Bruderschaft... Die macht weniger als 0,1% der Insassen der Gefängnisse in den USA aus, sind aber für mehr als 20% aller Morde und Straftaten in den Gefängnissen verantwortlich. Das ist die absolute „Elite“, was Brutalität und Erbarmungslosigkeit der Insassen betrifft. Das Hakenkreuz und Rassismus, das ist im Grunde nicht so wichtig, darum geht es ihnen nicht, die sind nur eine kriminelle Vereinigung im Knast. Und bei diesen Gangs, da geht es nur nach Rassen, da sind die Schwarzen unter sich und die Weißen und die Hispanics. [...]

» Also benutzen sie sozusagen nur den Namen und quasi das Logo?

Naja, die sagen natürlich, die weiße Rasse muss geschützt werden, aber letztlich ist es eine kriminelle Organisation[...]

» Wie war das mit dem Essen? Du hattest vorhin Tütensuppen erwähnt...

Ja, also das Essen ist ein Horror. Das wird drei Tage vorher zubereitet, und es gibt jeden Tag ungefähr das gleiche. Wenn es Fleisch gibt, dann Pressfleisch von der Pute und ein bisschen Milch und Gemüse ohne jede Farbe und Kartoffelpüree, auch superbillig. Und die können das einfach nicht mehr sehen. Deshalb kaufen die diese 5-Minuten-Terrinen und dann können sie sich auch einen kleinen Wasserkocher kaufen, und damit können sie dann mal was anderes essen.

» Um noch mal auf deinen Alibi-Grund zu kommen: Was sagst du als Medizinstudent zur ärztlichen Versorgung?

Absolutes Minimum! Minimalversorgung an der Grenze zur Unwürdigkeit.

» Inwiefern?

Also, da sind Leute, die haben heftige Hauterkrankungen, dann bekommen die Creme, und das war es. Es wird überhaupt nicht gut behandelt.

» Was denkst du, woran das liegt?

Naja, das ist einfach eine andere Welt. Hier in unserer Welt, da gibt es gesellschaftliche Regeln und Normen. Und im Gefängnis zählen das Gesetz der Wärter und das Gesetz der Gefangenen unter sich. Wenn

ich da jetzt reinkommen würde, das habe ich die auch gefragt und das haben mir alle prophezeit, das würde die Hölle werden. [...]

» Du bist ja mit dieser großen Neugierde da reingegangen. Wie bist du denn wieder rausgekommen? Also was hast du für dich mitgenommen?

Also, ich denke ganz oft darüber nach – kurz danach und auch jetzt noch – was für ein privilegiertes Leben wir führen. Dass man einfach seine Freiheit noch hat. Dass man essen kann, was man will. Diese Typen sehnen sich so mal nach einem Hamburger oder so was. Dass mir einfach auch klar geworden ist: Mein Gott, wie gut hab ich es eigentlich! Dass ich einfach meine eigene Situation noch mal wertschätzen kann. Und auch, dass wir in Freiheit leben und dass wir in Deutschland ein Rechtssystem haben, das so viel besser ist. In den USA sind auf 100 000 Einwohner 765 Leute im Gefängnis und in Deutschland sind auf 100 000 Einwohner 95 Leute im Gefängnis. Also, das heißt, über ein Prozent der Bevölkerung in den USA sitzen im Knast, und das liegt meiner Meinung nach vor allem an dem System, das die da haben, dass alles, was potentiell gefährlich ist, weggeschlossen wird.

» Aber du hast ja auch mit Mördern gesprochen, wie kommt es, dass du trotzdem so solidarisch mit den Leuten klingst?

Ja, weil ich glaube, dass solche Leute auch noch mal eine Chance verdient haben irgendwie einen Platz in der Gesellschaft zu finden. Und so ein Typ braucht einfach irgendeine Form von Struktur, und die Struktur muss dem irgendwie gegeben werden. Also, der muss ganz hart angeleitet werden, wie man sich irgendwie in der freien Welt bewegt. Ich glaube einfach, dass das, was in Deutschland gemacht wird, nämlich zu resozialisieren, das Beste ist und dass das auch, wie man sieht, von Erfolg gekrönt ist. Die werden einfach unwürdig gehalten da.

» Warst du schon mal in einem deutschen Gefängnis, dass du da einen Vergleich hast?

Nein, war ich nicht, ich kenne das aber aus Erzählungen, da ein Bekannter von mir im Gefängnis arbeitet.

Interview: Nadja Hagen

Die Verschmutzung der Ozeane hat etwas gemeinsam mit der Finanzkrise, den G8-Gipfeltreffen und dem Leben von fast jedem menschlichen Wesen auf diesem Planeten in unserer Zeit. Sie alle drehen sich im Kern um die Münzen in unseren Brieftaschen, die Scheine, die nur die Bundesdruckerei produzieren darf, und die Beträge auf zahllosen Konten unserer Mitmenschen – eben ums Geld.

Das Geld heutzutage unser ganzes Leben bestimmt, ist nur schwer von der Hand zu weisen. Um zu erfahren, wie die Menschen in der Zukunft darüber denken, wie sie beurteilen, was für uns so alltäglich, ja sogar lebensnotwendig ist, habe ich den Historiker Quentin Rodrian im Jahr 2509 besucht. Ein Gespräch über das Geld und darüber, welche Auswirkungen es schlussendlich für die Menschheit hatte.

► *(Ich aus der) Gegenwart: Wie denkst du heute im Jahr 2509 über Geld?*

(Quentin Rodrian aus der) Zukunft: Für uns ist Geld heutzutage nur noch ein Relikt aus vergangenen Tagen. Wenn ich an Geld denke, dann verbinde ich damit Geschichte und die Zeit um die Jahrtausendwende, denn da hatte das Geld seinen Zenit erreicht. Sicherlich konnte man auch da bereits erkennen, dass es viele Probleme mit sich brachte, aber im Großen und Ganzen waren die Menschen doch sehr zufrieden damit.

► *Du sagtest, dass Geld nur noch ein Relikt für dich wäre. Wieso benutzt du es nicht mehr bzw. was ist damit passiert?*

Oh ... das ist eine lange Geschichte. Wo fange ich am besten an? Geld entstand ursprünglich, als die Menschen sich von der Selbstversorgung- zur Tauschhandelsgesellschaft weiterentwickelten. Durch die Arbeitsteilung konnte nun jeder fehlende Gegenstände erhalten, indem er seine eigenen produzierten Überschüsse zum Tausch anbot. In der Folge davon entstand eine große Nachfrage nach einem allgemeinen Tauschvermittler. Nicht immer brauchte zum Beispiel ein jeder die Dienste des Schmiedes, sondern stattdessen wollte man lieber Kleidung oder aber Nahrungsmittel haben. Daher bot es sich an, einen Gegenstand als Tauschobjekt zu benutzen, der größtenteils von allen gleich anerkannt wurde.

In europäischen Gebieten boten sich dafür Metalle wie Kupfer und Bronze an, die sich dann im weiteren Verlauf der Geschichte von der Wiegeware zu der Taler- und Münzform entwickelte. Im 20. Jahrhundert hatten sich dann so genannte Währungen in Münz- und Scheinform weitestgehend etabliert. Hinzu kommt außerdem, dass Geld immer abstrakter wurde. Douglas Adams, ein berühmter Schriftsteller seiner Zeit, beschrieb es in einem seiner Romane mal als eine zufrieden stellende Handlung, wenn die Menschen sich ein paar Scheinchen mit vielen Nullen hin- und herschieben können. Das Geld konnte dabei gleich mehrere Funktionen haben. Neben der bereits bekannten Tauschfunktion war es ebenso ein Medium zum Aufbewahren von Kapital, konnte als Wertmaßstab benutzt werden und fand bei den meisten Besitzern auch seinen Platz als beliebtes Prestigeobjekt.

► *Und wo war dann das Problem? Wenn es doch so viele Funktionen hatte, muss es doch ungemein wichtig gewesen sein für die damalige Gesellschaft, oder etwa nicht?*

Natürlich war es wichtig. Die Menschen in der damaligen Zeit konnten sich gar nicht vorstellen, ohne das Geld zu leben. Zusätzlich hatte es auch ermöglicht, dass durch seine Anhäufung große Projekte in die Tat umgesetzt werden konnten. Ohne diese Möglichkeit wären die großartigen Erfindungen und der technische Fortschritt damals gar nicht denkbar gewesen. Gerade mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts setzte sich der Glaube durch, dass ein Gewinnstreben nach finanziellen Werten auch der Grund für den unglaublichen Innovationsboom sei, den diese Epoche so stark auszeichnete. Indem man auf Märkten miteinander in Konkurrenz trat, wurden die Menschen angetrieben, immer neuere und bessere Ideen zu produzieren. Die Menschen bekamen das bereits in den damaligen Lehrinstituten der Jugend, den so genannten Schulen und Universitäten, eingebläut.

Dies hatte zur Folge, dass natürlich unglaublich viele Menschen unter permanenten Stresssituationen litten. Die Rate der Selbstmorde ging Mitte des 21. Jahrhunderts rapide in die Höhe. An den Lehrinstituten natürlich erzählten einem die Lehrenden nichts von diesem Druck. Junge Menschen in ihrem ersten Berufsjahr glaubten, dass alle Menschen ebenso rational denken und nach den gleichen Marktgesetzen handeln würden wie sie selbst. Doch der Mensch entwickelte unter dem Einfluss des Geldes ganz andere Seiten an sich. Diese konnte die reine Theorie der Gebildeten anfangs nicht erklären.

► *Was genau meinst du damit?*

Ich meine damit, dass, über die Jahrhunderte gesehen, Geld sich durchaus auch auf seine Benutzer auswirkte. Zum einen war man von vornherein schlechter gestellt, wenn man keines besaß. Dies hatte zur Folge, dass man an der Gesellschaft gar nicht teilnehmen konnte. Man war ausgeschlossen. Und zum anderen konnte man sich in einem globalen, was so viel heißt wie weltweiten, Gefüge, wo Geld den Wert von allem bestimmte, nur schwer dessen Macht entziehen.

Nehmen wir zum Beispiel die Menschen, die weniger Geld besaßen. Sie waren permanent dem Zwang unterworfen, sich auf die Suche nach mehr Geld zu begeben. Um überhaupt überleben zu können, mussten viele mehrere Jobs annehmen, nur um zu erfahren, dass sie eigentlich nichts weiter taten, als ihrem weltlichen Ende entgegenzuarbeiten. Sie kamen aus dieser Situation auch kaum noch heraus, denn egal was man ihnen sagte, sie merkten sehr bald, dass nicht jedem die Türen zu Ruhm und Reichtum offen standen. Als Schlussfolgerung daraus wendeten sich manche der Kriminalität zu. Manchmal reichte es einfach aus, bestimmte Regeln im Zusammenhang mit Geld – beispielsweise die Bezahlung für die Müllentsorgung

von Tankschiffen oder so genannter Rundfunkgebühren – zu missachten, was meistens auch Dritten schadete. Man betrachte nur den unglaublichen Grad der Verschmutzung der Ozeane. Es kostete unglaublich viele Wasserbewohner ihr Leben. Trotzdem versprachen manche sich dadurch zumindest ein wenig Reichtum und Unabhängigkeit vom populären Geldsystem. Im Nachhinein ist jedoch anzumerken, dass diese Menschen dadurch nur einer anderen Art der Abhängigkeit zum Opfer fielen, welche dem Geldsystem an sich nur von Nutzen sein konnte. Sein Wert stieg damit noch ein weiteres Mal an.

Menschen, die ausreichend Geld besaßen, ging es im Grunde genommen auch nicht besser. Der Einfluss, den Geld auf sie hatte, war auch nur schwer sichtbar zu machen. Eigentlich ist es ganz simpel. Für jemanden, der genug Geld hatte, verschoben sich einfach die Grenzen der Befriedigung. Für ihn war genug nie genug. Sein anfängliches Geldlevel sicherte ihm einen bestimmten Lebensstandard. Und den musste er dann immer wieder ausweiten und damit Potential schaffen, für das Erreichen der nächst höheren Ebene. Es wird von Fällen berichtet, in denen einige Menschen sogar ihre ganze Freizeit aufgaben, um durch ihre Arbeit noch mehr Geld zu erwirtschaften. So arbeiteten im Jahr 2002 bereits ein Viertel der Manager in Deutschland 100 Stunden in der Woche. Dass sie ihre Ruhephasen dann nicht mehr ausreichend genießen oder nur durch sehr kostspielige Ereignisse befriedigen konnten, wurde dabei absichtlich übersehen.

► *Was ist mit den Menschen, die mehr als nur reich waren? Was hat das Geld mit ihnen gemacht? Waren sie nicht eigentlich unabhängig vom Geld?*

Sie meinen die Milliardäre und Millionäre. Tja, sie waren im Verlauf der Zeit immer mehr das Ziel der Spötter unter den anderen. Auf der einen Seite befriedigten sie mit ihren dekadenten Handlungen die voyeuristische Ader der niederen Gesellschaftsschichten, andererseits zogen sie sich natürlich auch die Verachtung dieser Menschen zu. Und richtig unabhängig waren sie eigentlich auch nicht. Das viele Geld hatte in ihren Köpfen kreative Vielfalt walten lassen und dabei einige spezielle Vorlieben freigeschaltet. Diese wiederum veranlassten sie dazu, entweder immer auf der Suche nach etwas Neuem zu sein oder aber ihre Menschlichkeit abzulegen. Fast alle wollten zum Beispiel unbedingt nach bestimmten Schönheitsidealen chirurgisch umgestaltet werden. Michael Jackson, der so genannte „King of Pop“ seiner Zeit, veränderte sein Aussehen sogar mehrmals und glich am Ende seines Lebens immer weniger einem Menschen, von seiner Hautfarbe mal ganz zu schweigen. Viele der Reichen lebten nur noch in den Rollen, die ihnen von anderen Menschen vorgeschrieben wurden. Daran zerbrochen sind etliche.



Geld – Erlösung oder Untergang?

Foto: Robert Dobsław

► *Und wie hat es sich dann verändert? Wie ist es heute (im Jahr 2509)?*

Alles veränderte sich langsam mit dem Auftauchen von so genannten Weltwirtschaftskrisen. Diese begannen bereits Mitte des 19. Jahrhunderts. In ihnen manifestierte sich die absolute Abhängigkeit der Menschheit von Geld. Viele negative Aspekte der Auswirkung von Geld auf Menschen wurden hier direkt abgebildet. In der Öffentlichkeit wurden dann fast immer Menschen als Verursacher gebrandmarkt, die zu viel Geld brauchten oder wollten. Die Folgen einiger riesiger Spekulationsblasen brachen dem 20. und 21. Jahrhundert endgültig das Genick.

Am Anfang richtete sich das Misstrauen der Menschen nicht gegen das Geld, sondern gegen ihre Mitmenschen. Neid und Gier sind nur einige der daraus resultierenden Eigenschaften, die man den Menschen von damals zuschreibt. Daraus folgte kurzzeitig ein Anstieg des Glaubens an das Geld. Jeder hielt an Materialismus als Modell für die Gesellschaft fest. Man teilte seine Mitmenschen ein in Vertraute und Feinde. Wobei das Sprichwort „Bei Geld hört die Freundschaft auf!“ äußerst charakteristisch für diese Epoche war. Man sah herab auf die Vertreter der damaligen Länder, wenn sie sich bei Gipfeltreffen – damals verhandelten nur die acht reichsten Nationen – über die Entwicklung der Welt beratschlagten.

Doch schon bald darauf wurde klar, dass sich etwas verändern musste ...

Robert Dobsław

Fortsetzung des Interviews in der nächsten *hastuzeit*.

Symptome: Patient jubelt und kreischt – Diagnose: Mikrofieber

Immer beim Autofahren und unter der Dusche überkommt mich diese Lust, so laut zu singen, wie ich nur kann. Ich glaube, das liegt daran, genau zu wissen, dass mich dabei keiner hören kann. Insgeheim träume ich aber doch davon, von jemandem gehört zu werden und eines Tages auf einer großen Bühne zu stehen. Einmal vor echtem Publikum mit der eigenen Band singen – das ist mein Traum.

Wirklich viel Platz zum Bewegen habe ich in den Unmengen von Schaulustigen, die den Riffclub am Neuen Theater heute abend bevölkern, nicht. Auch wenn ich davor immer ein wenig skeptisch war – jetzt glaube ich an den Treibhauseffekt: Die Scheiben sind beschlagen, von den winterlichen null Grad draußen ist hier nichts zu spüren.

Die Band steht auf der Bühne, blickt freudig gespannt ins Publikum. Anne wird zum ersten Mal auf die Bühne gerufen. Scheu klammert sie sich an ihr Mikrofon. Die ersten Takte ihres Songs werden gespielt. Sie öffnet den Mund, für mich bleibt fast die Zeit stehen. Diese Stimme! Alle Zurückhaltung, die ihr Körper ausdrückt, scheint in ihren Stimmbändern verschwunden zu sein. Singt sie wirklich zum ersten Mal vor so einem großen Publikum? Bin ich echt der einzige, der bei so vielen fremden Menschen Lampenfieber hätte? Bewunderung, aber auch ein bisschen Neid kommen in mir auf.

Vor 6 Stunden ...

Es ist 16 Uhr, als ich zur Generalprobe erscheine, um zu „spionieren“. Noch sieht es nicht so aus, als ob hier in ein paar Stunden irgendwas Großes passieren würde: Die Band steht witzelnd auf der Bühne, ein paar Personen sitzen auf Sesseln und einer Couch – anscheinend

die Sänger. Freundlich nicken sie mir zu. Gleich hopst Jörg leichten Ganges auf die Bühne zum Proben. Klingt schon mal nicht schlecht, denke ich mir bei den ersten Takten. Der nächste Sänger bzw. die nächste Sängerin. Mitten im Lied bricht die Band ab. „Wie ging das Riff nochmal?“ – „An welcher Stelle setze ich dann wieder ein?“ Ich glaube meinen Ohren nicht trauen zu können. Es sind nicht mal sechs Stunden bis zum Auftritt, und da weiß jemand nicht, wie das Lied gespielt wird? Und manche Sänger haben ihren Text noch nicht zu 100% im Kopf? An Stelle der Akteure wären für mich die einzig möglichen Reaktionen, mit Schmerzen in der linken Brust und einem Puls jenseits von Gut und Böse den Notarzt zu rufen. Zumindest aber würde ich den Sänger bzw. den Musiker ankeifen, was ihm überhaupt einfallt. Anstatt es mir gleichzutun, beantworten die Musiker gegenseitig ihre Fragen mit größter Geduld. Auch mein Puls fällt wieder in den Normalbereich. Ich bin ein wenig verwirrt. Wieso macht der Dieter immer so einen Aufriss, wenn es um seine popeligen „Stars von morgen“ geht? Die würden nicht mal zwei Songs spielen, wenn es nach mir ginge. Anscheinend gibt es doch andere Möglichkeiten, um im Musikgeschäft erfolgreich zusammenzuarbeiten: Entgegen dem Klischee muss nicht rumgeschrien und müssen unerfahrene Musiker nicht immer beleidigt werden, um „Erfolg“ zu haben.

„Du musst jetzt Spaß haben!“

Einige Sänger sind sich noch unschlüssig, ob sie überhaupt auftreten wollen. Kurz vor dem Sprung ins kalte Wasser überkommen einen eben doch Zweifel. Doch keiner kommt davon: Marie-Antoinette, eine der Backgroundsängerinnen, ist die Mutti für alles: Sie tröstet, spricht Mut zu und singt mit, wo sie nur kann. Mit vollem Erfolg: Keiner der Sänger springt ab. Manche wollen sogar mehr singen, als eigentlich geplant war. Aber auch die Band selbst gibt sich große Mühe, ihren zahlreichen Sängern die Nervosität zu nehmen: „Was ist, wenn ich den Text mitten im Lied vergesse?“ Eine berechtigte Frage. Die plumpe, aber effektive Antwort: „Das passiert dir dann eh nicht. Und jetzt musst du Spaß haben!“ So komisch es auch klingen mag, ihre angestrebte Wirkung verfehlt sie nicht. Fast schon verzweifelt dreinblickende Augen fangen an, verhalten zu strahlen. Der gerade noch vorherrschende Unmut und die Angst verschwinden langsam. Machen wir die zweite Strophe nochmal? Da war was nicht in Ordnung. Jetzt gibt der Sänger die Anweisungen.

Karaoke auf höchstem Niveau

Aber wie kommt es eigentlich zu diesem Abend? Woher kommen die schüchternen Goldkehlchen, die angeblich noch nie auf der Bühne gestanden haben? Friedrich „Friede“ Hentze, Organisator des Mikro-

fiebers, erklärt die Idee kurz: „Der Grundgedanke ist es, Menschen, die gerne singen, die Möglichkeit dazu auf einer großen Bühne zu geben.“ So kann sich jeder Freiwillige mit zwei Songvorschlägen bewerben. Bisher wurde jeder Anwärter auf einen Platz im Rampenlicht frohlockend begrüßt. „Pro Veranstaltung treten dann so circa zehn Sänger auf“, erzählt Friede. Auf ein musikalisches Genre möchte man sich nicht festnageln lassen. Jeder Stil soll die Möglichkeit finden, gehört zu werden. Nach dem erfolgreich absolvierten Vorgeplänkel wird es erst richtig spannend: Die Band, deren Besetzung sich in ihren Grundzügen nicht ändert, hat nur wenige Wochen Zeit, mit jedem Musiker die Stücke einzuüben und sie bühnenreif zu interpretieren. Jetzt wird auch klar, weshalb es bei der Generalprobe noch Patzer gab. Wie es überhaupt möglich ist, dabei nicht den Kopf zu verlieren und alles irgendwie spiel- und hörbar zu gestalten, wird mir wohl immer ein Rätsel bleiben.

Konkurrenzdenken unter den Sängern gibt es keines: „Im Gegenteil. Bei jedem Sänger, der zum ersten Mal auf die Bühne geht, zittere ich im Publikum mit, als ob ich an seiner Stelle dort oben stehen würde!“, erzählt Nancy, eine „Veteranin“ des Mikrofiebers. Jeder, der mitmacht, sei ein Gewinner.

Fernab von Star Search und DSDS

Obwohl viele der Sänger von einer Zukunft im Musikgeschäft träumen, macht sich keiner Hoffnungen darauf, bei einer so kleinen Veranstaltung von so genannten Scouts entdeckt zu werden. „Das ist auch gut so. Wenn ich hier auf der Bühne stehe, geht es mir nur um den Spaß an der Musik“, so Jörg, der ebenfalls nicht zum ersten Mal am Mikrofieber erkrankt ist. Er nimmt seit vielen Jahren Gesangsunterricht, von Lampenfieber ist bei ihm keine Spur mehr zu sehen, auch wenn er gerne mal nervös herumzappelt. Gerade in diesem Fehlen



Steffi mit „Sorry“ von Christina Aguilera

von Karrierezwang oder zwielichtigen Chancen auf den „großen Erfolg“ sieht er das besondere Etwas: „Hier werden wir Sänger nicht in ein Format gepresst und können das machen, was uns Spaß macht.“

Als die letzten Akkorde des letzten Songs erklingen, wackeln meine Knie und die ersten Schweißperlen zeichnen sich auf meiner Stirn ab. Anscheinend hat es mich jetzt auch gepackt, das Mikrofieber. Wie ich diese Krankheit loswerden kann, will ich von Marie wissen. Das einzige Medikament dagegen: Raus aus der Dusche und „rauf auf die Bühne“.

Tom Leonhardt

Weitere Informationen unter: www.myspace.com/mikrofieber

Auch Duos können beim Mikrofieber auftreten



Fotos: Tom Leonhardt



Foto: www.faktennetz.de

Die Zeit zurückspulen – Hannes Kürmann bekommt die Chance dazu. Er kann an beliebigen Stellen in seine Biografie eingreifen und so sein gescheitertes Leben in andere Bahnen lenken. Fast pünktlich zur neuen Spielzeit kam im November letzten Jahres Max Frischs „Biografie: Ein Spiel“ auf die Bühne des Neuen Theaters.

Was also zuerst ändern? „Eine Biographie ohne Antoinette“ ist Kürmanns Plan. Hätte er seine zweite Frau, gespielt von Marie Bretschneider, nie kennen gelernt, wäre die Ehe logischerweise nicht geschei-

Biographie: Ein Spiel

tert. Doch die Liebe folgt bekanntlich keiner Logik. Und so lässt sich die erste Nacht mit Antoinette auch nach dem x-ten Versuch nicht vermeiden. Andere Strategien müssen her, und so wandert er durch Punkte seines Lebens, ohne sie ändern zu können, oder vielmehr: zu wollen. Was bleibt, sind „Variationen des Banalen“.

Peter W. Bachmann schlüpft in die Rolle des Herrn Kürmann – und sie passt. Ob im Anzug oder blauen Morgenrock, Bachmann nimmt man den gescheiterten und überwiegend passiven Kürmann ab. Herauszustellen ist auch Peer-Uwe Teskas Wandelbarkeit: Ob als Arzt, Liebhaber oder Kommunist – er überzeugt. Und so wird durch eine Biografie gesprungen, die nur kleinste Veränderungen zuzulassen scheint. Denn obwohl die Regisseurin seines Lebens, gespielt von Petra Ehlers, wieder und wieder tönt: „Herr Kürmann hat die Wahl“, scheinen Liebe und Willensfreiheit einfach nicht zusammenzupassen. Ein Stück voller Melancholie, Witz und – vollkommen zu Recht – spontanem Applaus.

Carolin Hahn

Die nächsten Vorstellungen:

21. Januar, 5. Februar, jeweils 20.00 Uhr in der Werft des Neuen Theaters

Ein Buch, eine Bühnenfassung und zwei Inszenierungen

Die Vorstellung hat scheinbar noch nicht begonnen, doch Berndt Stübner räumt bereits die spärlich vorhandene Dekoration von der Bühne. Unter seinem Arm hat er eine rote Fahne und in seiner Hand ein Rennrad. Beides verschwindet in der Requisite. Es verbleiben ein Tisch, eine Matte und ein grauer Kasten, die zusammen so trostlos daher kommen wie das Milieu, in dem Clemens Meyers Roman „Als wir träumten“ spielt – ein Plattenbauviertel im Leipziger Osten. In der Messestadt und in Halle wurden im letzten Jahr zwei Bühnenfassungen des Werks präsentiert.



Als wir träumten Thalia (Foto von Gert Kiermeyer)
Harald Höbinger (Rico), Florian Ulrich Stauch (Mark), Jonas Littauer (Dani),
Monika Pietsch (Oma), Paul Mailänder (Walter), Jörg Kunze (Stefan)

Buchbestseller auf die Bühne zu bringen liegt derzeit an deutschen Theatern im Trend. Deswegen überrascht es auch nicht, dass das Leipziger Centraltheater sich des Sensationsdebüts „Als wir träumten“ des Lokalhelden Clemens Meyer annahm und in Kooperation mit dem Maxim-Gorki-Theater Berlin für die Bühne aufbereitete. Die Regie des Stücks übernahm Armin Petras, Intendant des Hauptstadttheaters, der sich zudem zusammen mit Carmen Wolfram für die Dramatisierung des Romans verantwortlich zeigt. Im Mai des vergangenen Jahres war Premiere in der Messestadt, die auch langjähriger Wohnort von Clemens Meyer ist. Geboren ist er allerdings in Halle, und so verwundert es nicht, dass das Thalia-Theater im Dezember 2008 eine eigene Inszenierung präsentierte, die ebenfalls auf der Theaterfassung von Petras und Wolfram basiert, aber von Regisseur Oliver Lisewski eine ganz andere Konnotation als das Leipziger Pendant bekam.

Ein Buch ist kein Theaterstück

Die Unterschiede in den Aufführungen sind dabei auch Produkt der grundlegenden Probleme, die auftreten, wenn man Prosa in Dramatik verwandeln will. Die Handlung in Meyers Roman ist unchronologisch und in Episoden erzählt. Man springt von der Kindheit des Ich-Erzählers Daniel Lenz, genannt Dani, in dessen Adoleszenz, was für den Schauspieler die Verwandlung vom naiven Grundschüler zum knallharten Kleinkriminellen bedeutet.

Außerdem begibt man sich in eine Umgebung, die ihre eigene Sprache hat und ihre eigenen Verhaltensmuster kennt. Wahrscheinlich schafft es Clemens Meyer in „Als wir träumten“, die ganz spezielle Atmosphäre von Plattenbausiedlungen und die Handlungsweisen der Menschen, die hier wohnen, so gekonnt dem Leser zu vermitteln, weil er selber in Leipzig-Ost wohnt. Die gleiche Authentizität und Eindringlichkeit der sozialen Situation und Umstände auch auf der Bühne zu erzeugen, scheint fast unmöglich. Am Thalia-Theater probiert man es trotzdem, in Leipzig wählt man einen anderen Weg.

Die Mädchenbande

Die fünf Jungen, von denen Clemens Meyer erzählt, kennen sich bereits seit der Grundschulzeit. Sie waren Klassenkameraden und erlebten gemeinsam die ersten Abenteuer der Kindheit. Zusammen stiegen sie in Kinos ein, träumten von Fünftklässlerinnen und erlebten die



Als wir träumten Schauspielhaus (Foto von R.Arnold/CT)
hinten v.l.: Anika Baumann (Walter), Marlène Meyer-Dunker (Mark), Anja Schneider
(Dani), Birgit Unterweger (Rico), Hanna Eichel (Stefan); vorn: Berndt Stübner (Oma)

Wirren der Wendezeit. Doch mit zunehmendem Alter werden auch ihre Taten härter. Sie prügeln sich fast täglich, klauen Alkohol, Zigaretten und Autos und werden so zu Kleinkriminellen, deren Schicksale von Gefängnis und Drogen bestimmt werden. Die fünf sind genau die Problemfälle, die man aus jedem Plattenbauviertel kennt: Perspektivlose Jugendliche, die sich täglich berauschen und für die Gewalt zur Normalität gehört.

Diese Eindrücke von Dani, Rico, Mark, Walter und Stefan evozieren ein Klischee, das in Leipzig eine herbe Enttäuschung erleidet. Die Bühne des Centraltheaters wird von fünf jungen Frauen betreten, die teilweise sogar sehr zierlich sind. Obwohl sie schreien, Holzlatten auf der Bühne zerschlagen und immer wieder von lauter Musik begleitet werden, wird die Aggressivität der Charaktere aus dem Buch in dieser Inszenierung nicht erreicht. Dies scheint von Armin Petras jedoch auch nicht intendiert, denn mit der Verfremdung in der Rollenbesetzung macht er die Handlung für den Zuschauer angenehm und bewirkt einen zeitweise komödiantischen Grundton, der für ein Bühnenstück sehr lohnenswert ist. Dies gilt besonders, wenn Berndt Stübner, der den Großteil der weiblichen Rollen im Stück übernimmt, die Bühne betritt. Der senilen alten Frau, welche die fünf Jungs mit Alkohol und Geld versorgt, verleiht er einen unverwechselbaren Leipziger Akzent, und die Lehrerin Frau Seidel spielt er mit so viel Überzeugung, dass die Naivität ihrer Worte offensichtlich wird. Für das Publikum sind diese Einlagen sehr unterhaltsam, jedoch entfernt sich die Inszenierung von Petras mit ihnen auch ein Stück vom Roman. Ein Weg, der im Thalia-Theater in Halle nicht eingeschlagen wurde.

Techno in der Turnhalle

Die Umgebung ist gewohnungsbedürftig, für ein Theaterstück. Aber das ist sie ja oft, wenn das Thalia-Theater inszeniert. Nur selten wird die Bühne im eigenen Haus zum Vorstellungsraum, und so findet man sich diesmal in einer Turnhalle wieder, im Hinterhof eines Hauses im Weidenplan. Es ist eine Probebühne des Theaters, und wie es sich gehört, sitzt man auf Sportbänken, inmitten von Turngeräten, die halb zur Requisite und halb zum gewöhnlichen Turnhalleninventar gehören. Es ist voller und bunter als in Leipzig, und hier begegnen uns auch fünf Schauspieler, die in Gestik, Mimik und vor allem Geschlecht weit mehr dem Klischee entsprechen, das beim Lesen des Buches entsteht. Sie sind allesamt recht jung und die Mehrheit erst

seit dieser Spielzeit am Thalia-Theater. Wenn sie schreien, dann viel lauter, als es die Frauen in Leipzig könnten, und jegliche Musik wird ohrenbetäubend eingespielt.

Es mag befremdlich und unangenehm für den Zuschauer sein, wenn die Schauspieler zu Techno-Rhythmen durch die Turnhalle springen oder sich gegenseitig anschreien, doch genau darin besteht die Stärke des Stücks. Man fühlt sich dem Milieu und der Geschichte von Clemens Meyer ausgesetzt, wobei das Stück dadurch weit weniger komödiantisch wirkt als in Leipzig. Die Herkunft, die sie repräsentieren sollen, nimmt man den Darstellern ab. Jedoch wird es immer dann schwierig, wenn zeitliche Sprünge einsetzen. In einem Abschnitt wechselt die Handlung von einem Streitgespräch nach Marks Drogentod zwischen Dani und Stefan zu einer Schulzeitszene der Wendejahre, wo die fünf zu einer der Montagsdemos in Leipzig gehen. Der Kontrast ist dramaturgisch ausgezeichnet gesetzt. Sah man sich kurz zuvor noch mit Tod, Verzweiflung und Anfeindungen konfrontiert, begegnet einem jetzt die naive Unschuld der Jungen, die gar nicht richtig verstehen, was um sie herum passiert. Wie anfangs erwähnt besteht ein Problem darin, dieses Umschalten auf der Zeitebene authentisch auf die Bühne zu bringen. Beide Inszenierungen schaffen es nicht ganz.

Das Träumen

In Halle werden die Charaktere so delinquent dargestellt, dass eine Identifikation als Schuljungen schwerfällt, vor allem dann, wenn Episoden zeitlich weit entfernt sind. Am Centraltheater ist das Problem genau umgekehrt. Die fünf Frauen bleiben im gesamten Stück eher kindlich, was die Darstellung der Jugendzeit etwas behindert, aber hilft, einen wichtigen Charakterzug der Hauptpersonen aufzuzeigen. Unter der harten Schale, die am Thalia-Theater besonders eindrücklich hervortritt, steckt nämlich auch ein weicher Kern, der sich nicht nur in der Freundschaft, welche die Jungs verbindet, zeigt, sondern auch in den fragilen Träumen der fünf, die mit fortschreitendem Alter an der Wirklichkeit zerbrechen. Es geht dabei um den Aufstieg mit Chemie Leipzig, um die eigene Diskothek, um Geld, Beziehungen und Liebe. Um die eigene Zukunft also, die irgendwie anders sein soll, es aber nie sein wird.

Man müsste wohl beide Inszenierungen kombinieren, um dem Roman von Clemens Meyer beizukommen. Doch auch für sich sind die Stücke am Centraltheater und im Thalia-Theater sehr sehenswert. Es mag sein, dass das Buch durch seine episodische Struktur nicht für die Bühne gemacht ist, sein Inhalt gehört aber genau dorthin. In diesem Sinne ist es sehr lohnenswert, dass man sich dieses Bestsellers in Halle und Leipzig angenommen hat.

Julius Lukas

„Als wir träumten“ von Clemens Meyer
Dramatisierung von Armin Petras und Carmen Wolfram
Die nächsten Vorstellungen in Halle und Leipzig:
Centraltheater Leipzig am 11. und 15. Februar 2009
Probebühne des Thalia-Theaters (Weidenplan 20) am
13. und 14. Februar 2009

Kunst im neuen Gewand der Moritzburg

Eröffnung des Landeskunstmuseums für moderne und zeitgenössische Kunst

Von einer architektonischen Meisterleistung bis hin zu einer der wohl beeindruckendsten Sammlungen von Kunst in Deutschland findet man in diesen ehrwürdigen Mauern der Moritzburg wirklich alles, was das kunstinteressierte Herz begehrt. Sowohl Gemälde und Skulpturen aus dem 19. und 20. Jahrhundert als auch Kuriositäten und Meisterwerke der Neuzeit versammeln sich hier.

Als vor viereinhalb Jahren in einem Wettbewerb das spanische Ehepaar Fuensanta Nieto und Enrique Sobejano das Rennen zugunsten ihres Projekts entscheiden konnten, waren noch nicht alle von der Idee der beiden Architekten überzeugt. Immerhin galt es Teile der Moritzburg, die über 200 Jahre ein Ruinendasein fristeten, neu einzukleiden und trotzdem die Würde des Gemäuers, das bereits 1717 als preußische Garnison diente, nicht zu verletzen. Für die beiden Architekten, die gelegentlich auch an der Europa-Universität in Madrid und der Universität der Künste in Berlin lehren, war dies eine besondere Herausforderung. Und wenn man den gegenwärtigen Stimmen glauben kann, dann haben sie diese auch bestanden.

Angefangen mit dem weißen Dach, das je nach Wetter- und Lichtverhältnissen den Himmel anders reflektiert, lässt sich die architektonische Leistung erahnen. Mit einer Strumpfbandinjektion, bei der das alte Mauerwerk der Burg durch innere Stahlnadeln gefestigt wird und dann mit zusätzlichen Stahlstützen die Last der Dachkonstruktion auf den Boden verteilt werden kann, nahm das ganze Unterfangen seinen Anfang. Darüber hinaus gelang es den Architekten, einen Dialog mit den angrenzenden Gebäuden zu ermöglichen sowie einen respektvollen Umgang mit den Resten der Burgruine zu pflegen. So sind zum Beispiel in der Dachkonstruktion die Festungstürme nachempfunden worden, und selbst in den hängenden Boxen, die als zusätzliche Ausstellungsräume genutzt werden können, deuten sich die vormaligen Dachgeschosse an. Obwohl stellenweise im Inneren weiße Wände die Oberhand gegenüber den Mauerresten der Burg gewinnen, bleibt es doch stets ein Zusammenspiel von Alt und Neu.

Die Dauerausstellung, auf die man in den nächsten Wochen und Monaten das Hauptaugenmerk in der Moritzburg legen wird, füllt das Gebäude darüber hinaus mit Kunst, die lange Zeit verschollen geblieben ist. Die Kollektion von Hermann Gerlinger, einem Würzburger Unternehmer, trägt dazu einen großen Teil bei. Über 900 Stücke der Künstlergemeinschaft „Die Brücke“ sind darin enthalten, die von den Nationalsozialisten als „entartete Kunst“ beschlagnahmt wurden und viele Jahre als



Hallenser Madrigalisten singen zur Eröffnung

verloren galten. Darüber hinaus werden auch viele Werke von Einar Schleaf gezeigt, die bereits in einer Ausstellung im ehemaligen Karstadt-Kaufhaus (*hastuzeit* berichtete in Ausgabe 19) zu sehen waren. Neben zahlreichen anderen Künstlern hat man auch Lyonel Feininger, der bereits um 1930 ein Atelier im Torturm der Burg besaß, eine Empore gewidmet. Schon bald wird es eine Ausstellung zu dem Spätwerk dieses Künstlers geben, die sich hauptsächlich mit der Zeit seiner Reimmigration in die USA um 1937 beschäftigen wird. Aber auch Zeitgenössisches soll nicht zu kurz kommen. So sind Namen wie Joseph Beuys und Martin Kippenberger bereits von der Direktorin der Moritzburg, Katja Schneider, genannt worden. Aber auch Altbewährtes, wie die Kunst aus der Zeit der Berliner Sezession, wird wieder gezeigt. Im Frühjahr 2009 kommt dann auch Schmuckkunst aus Halle dazu.

„Die Moritzburg, so wie sie jetzt ist, verbindet in beeindruckender Weise ein halbes Jahrtausend deutscher Kultur und führt sie fort ins 21. Jahrhundert“, bestätigte auch Bundespräsident Horst Köhler. Bei der Eröffnung am 12. Dezember 2008 konnte man heraushören, wie stolz die hallische Oberbürgermeisterin Dagmar Szabados und die Direktorin der Moritzburg auf dieses Projekt waren. Von kultureller Vielfalt und internationalem Maßstab wurde dabei oft geschwärmt. Zusätzlich rundete der Chor der Hallenser Madrigalisten mit seinen Gesängen diese Eröffnung ab.

Einziges Wermutstropfen war das Fehlen der Jugend an diesem Abend. Obwohl man immer wieder betonte, dass man auch die jungen Menschen mit diesem Museum gewinnen wolle, war doch weit und breit nur älteres Publikum zu sehen. So hätten bestimmt auch gern ein paar junge Leute mehr auf der Gästeliste gestanden, um an so einem feierlichen Anlass teilzunehmen.

Robert Dobsław

Öffnungszeiten	Landeskunstmuseum Di von 11.00 Uhr bis 20.30 Uhr Mi bis So und Feiertage 10.00 Uhr bis 18.00 Uhr
Eintrittspreise	5 Euro, ermäßigt 3 Euro Kinder und Jugendliche Eintritt frei

Einblick in die Ausstellung



Fotos: Susanne Häfner

Vortrag/ Lesung

Di, 20. Januar, 18 Uhr
Die innere Uhr
Über die Individualität der biologischen Zeit
Prof. Dr. Till Roenneberg (München)
Melanchthonianum, HS XVIII

Do, 22. Januar, 22 Uhr
Tiere streicheln Menschen
Lesung
Tanzclub Drushba

Ausstellung

7. November bis 29. März
So sah die Tugend selbst, so sah die Schönheit aus
Frauenporträts in Kupferstichen der Frühen Neuzeit
Historisches Waisenhaus

21. Januar bis 1. Februar
Ausstellung der
Graduiertenförderung 2008
Eröffnung: 21. Januar, 18 Uhr
Galerie im Volkspark

22. Januar bis 8. März
Kunst der Südsee ein Anreger der Moderne:



Werke des Expressionismus
begegnen Kunst der Südsee
Kunstverein Talstrasse

8. März bis 3. Mai
Eine Krone für die Stadt:
Walter Gropius im Wettbewerb
Stiftung Moritzburg

12. März bis 26. April
Allegorie auf die Vergänglichkeit
Malerei, Grafik, Fotografie und Artefakte zum Thema „Memento mori“
Kunstverein Talstrasse

Bühne

Sa, 31. Januar, 20 Uhr
Premiere
Wer hat Angst vor Virginia Woolf?
Neues Theater, Kulturinsel

Fr, 13. Februar, 20 Uhr
Als wir träumten
Thalia-Theater, Probephöhne II

Sa, 14. Februar, 19.30 Uhr
Premiere
Der Raub der Sabinerinnen
Neues Theater, Kulturinsel

So, 15. Februar, 19.30 Uhr
Poetry Slam
Turm

Do, 19. Februar, 20 Uhr
Uraufführung
Silberhöhe gibts nicht mehr
Thalia-Theater, Probephöhne II

Fr, 20. Februar, 20 Uhr
Premiere
The Who's Tommy
Rockoper
Thalia-Theater, Großer Saal

Musik

Fr, 23. Januar, 21 Uhr
It's A Musical,
Ter Haar und Kid Dakota
Moutique Festival Tour
7 Euro / Abendkasse 9 Euro
Objekt 5

Sa, 24. Januar, 20 Uhr
FuzzPlus mit MondoFumatore
Live on stage
7,50 Euro / Abendkasse 10 Euro
Turm

Fr, 30. Januar, 20.30 Uhr
Jazz mit Vokalensemble Lajuna
1. Eisbrechertage der Kulturreederei
9 Euro / ermäßigt 7 Euro
CircusVarieté

So, 22. Februar, 19 Uhr
Händel und Luther
Konzert zur Eröffnung des Händel-Festjahres

20 Euro / ermäßigt 10 Euro
Marktkirche zu Halle

Sa, 21. März, 18 Uhr
Händel in Tanz und Gesang
5 Euro / ermäßigt 3 Euro
Händel-Haus

Kino

Do, 22. Januar, 20.15 Uhr
Unsere Erde
Alastair Fothergill und Mark Linfield, GB/D 2007
1,99 Euro
Unikino, Audimax HS XXII

Do, 22. / Di, 27. Januar, 20.30 Uhr
Zatoichi – Der blinde Samurai
Takeshi Kitano, Japan 2003
2,20 Euro
Kino 120a, Studentenkino der Burg Giebichenstein

Fr, 23. Januar, 20.30 Uhr
Der fremde Sohn
Clint Eastwood, USA 2008
Lux Kino am Zoo

So, 25. Januar, 18 Uhr
„Halle – So wie es war“
und Buchpräsentation:
„Die 20er Jahre in Halle“
Lux Kino am Zoo

Mo, 2. Februar, 20 Uhr
No Man's Land
Danis Tanovic, 2001
mit Filmgespräch
Lux Kino am Zoo

Party

Sa, 24. Januar
Capitol-Tanz-Party
3,90 Euro
Capitol

Do, 29. Januar
Vorlesungszeit-Party
Weinbergclub

Fr, 20. Februar, 22 Uhr
The Chessclub:
Alternativer Tanzabend
4 Euro
Turm

Fr, 20. Februar, 22 Uhr
Everblazin: Finest blend of reggae, dancehall and soca
3 Euro / 2 Euro
Tanzbar Palette

Sonstige Veranstaltungen

Fr, 23. Januar, 19 Uhr
13. Winterball des Universitäts-sportzentrums
Stud. 2,50 Euro / Sonst 3,50 Euro
Volkspark

Sa, 24. Januar, 21 Uhr
Durka: Deutscher und russischer Kulturabend
„Gadanie – Weissagungen und anderer russischer Aberglauben“ und im Anschluss Party
La Bim

Orte

Audimax: Universitätsplatz
CircusVarieté: Große Steinstraße 30
Capitol: Lauchstädter Straße 1a
Händel-Haus: Große Nikolaistraße 5
Historisches Waisenhaus: Franckeplatz 1, Haus 1
Kino 120a: Neuwerk 7, goldener Anbau, Erdgeschoss
Kulturinsel: Große Ulrichstraße 50–51
Kunstverein Talstrasse: Talstraße 23
La Bim: Töpferplan 3
Lux Kino am Zoo: Seebener Straße 172
Marktkirche zu Halle: Marktplatz
Melanchthonianum: Universitätsplatz
Objekt 5: Seebener Straße 5
Stiftung Moritzburg: Friedemann-Bach-Platz 5
Tanzbar Palette: Große Nikolaistraße 9–11
Tanzclub Drushba: Kardinal-Albrecht-Straße 6
Thalia-Theater: Kardinal-Albrecht-Straße 6
Thalia-Theater, Probephöhne II: Weidenplan 20
Turm: Friedemann-Bach-Platz 5
Volkspark: Burgstraße 27
Weinbergclub: Wolfgang-Langenbeck-Straße 3

Zusammengestellt von
Julia Leupold

Wie steht es eigentlich um das „GSZ“?

Lange ist es schon in Planung, viel wurde um seinen Standort gestritten und nun soll es endlich gebaut werden. Der erste Spatenstich für das „Geistes- und Sozialwissenschaftliche Zentrum“ ist für Ende des Jahres geplant und dies nicht ohne Grund. Bis 2012 will und muss man fertig werden, denn dann läuft die aktuelle Förderperiode aus. Die meisten der derzeit Studierenden werden wohl kaum in den Genuss des 50-Millionen-Euro-Projekts kommen, für das insgesamt 56 Professuren der philosophischen Fakultät I und II umziehen sollen. Angesichts der folgenden Bilder von betroffenen Instituten erscheint dies durchaus bedauernswert. Doch damit sich das Studieren heute trotzdem ein wenig lohnt, sind die Fotos mit einem **Rätsel** verbunden. Wer weiß, was sich hinter den einzelnen Mauern versteckt und wo die Bauten zu finden sind (5 von 6 genügen), hat die Chance 2 Theaterkarten für „Als wir träumten“ am 13. Februar im Thalia Theater zu gewinnen.

Schickt uns eure Lösungen bis zum 31. Januar an hastuzeit@yahoo.de oder an [hastuzeit c/o StuRa der MLU, Uniplatz 7, 06108 Halle](#).

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

